

Wenn Du den
Frieden willst,
verteidige das
Leben.

EREIGNISSE

Kein Mangel an Lebensmitteln

Die Landwirte der Altairegion beabsichtigen, in diesem Jahr mehr Weizen, Zuckerrüben und Kartoffeln zu säen, schreibt der Pressedienst der Regionalregierung. Darüber berichtet das regionale Landwirtschaftsministerium. Nach vorläufigen Angaben wird die Saattiefe aller landwirtschaftlichen Kulturen im kommenden Frühling etwa 5 Millionen 255 Tausend Hektar umfassen. Das ist um 32 Tausend Hektar mehr als im vorigen Jahr. In der Altairegion sowie in ganz Russland entstand ein Mangel an bestimmten Einzelprodukten. Die Einwohner der Region stellen in sozialen Netzwerken die Frage, warum der Zucker von den Regalen der Läden verschwunden ist und wo man Buchweizen kaufen kann. Die Fachleute versichern: Es gibt genug Produkte und eine Mangelgefahr besteht nicht. Das Beispiel der Altairegion, die nach wie vor die Kornkammer Sibiriens ist, bestätigt diese Worte. Der Leiter des Exekutivkomitees der Nationalen Fleischassoziation, Sergej Juschin, betont, dass Russland schon lange selbstständig ihren Markt mit Fleisch und Geflügel versorgt. „Wenn Anfang der 2000er die Importe des Fleisches etwa 4 Millionen Tonnen erreichten, das sind mehr als 40 Prozent des Verbrauchs, und das Geflügelfleisch wurde bis zu 70 Prozent importiert, so stellen wir heute jährlich etwa 11,2 Millionen Tonnen Fleisch selbst her“, betont der Experte. Eine ähnliche Situation besteht auch mit der Produktion von Gemüse. Michail Gluschkow, Exekutivdirektor der Nationalen Obst- und Gemüseunion, erörtert: „Ab 2014 importiert Russland kein Obst und Gemüse aus Europa, und das bemerkt niemand.“ Experten dieser Branche argumentieren, dass das Defizit nicht zu erwarten sei.

Maria ALEXENKO

Z für DICH
ZEITUNG

Zeitung in deutscher Sprache

Bestimmt für alle, die sich für die deutsche Sprache interessieren. Berichtet über Ereignisse in und außerhalb der Altairegion und über den Alltag und die Kultur der Russlanddeutschen.

Die Zeitung kann für 1 bis 6 Monate auf eine für Sie bequeme Weise abonniert werden:

1. Durch den Katalog der russischen Presse „Post Russlands“ in allen Postabteilungen der Region: IIA055 – 104 Rbl. 58 Kop.

2. Durch die Agentur der Presse „Rospetschatj-Altai“:
Tel.: (8-385-2) 63-59-07; 63-63-26
IIA055 – 84 Rbl. 00 Kop.

3. Durch die Gesellschaft „Ural-Press Kusbass“:
Tel.: (8-385-2) 35-37-63; 35-37-67
IIA055 – 101 Rbl. 34 Kop.

Mit beliebigen Fragen richten Sie sich bitte an die Abonnements- und Vertriebsabteilung der Zeitung in Barnaul: (8-385-2) 633-717

Swetlana DEMKINA (Text und Foto)

VERANSTALTUNGEN

Geschichte, Feste, Literatur

In der multinationalen Altairegion, wo mehr als 140 verschiedener Volksgruppen friedlich und freundlich miteinander leben, ehrt man alle. Jede ethnische Gruppe bemüht sich dabei das nationale Kolorit ihres Volkes aufzubewahren und zu fördern. So auch in Slawgorod, wo eine breite Palette der Nationalkulturen existiert, die einander bereichern. Hier leben Vertreter verschiedener Nationalitäten in gegenseitiger Achtung, darunter auch Russlanddeutsche. Im deutschen Kulturzentrum Slawgorod, das hier schon fast 25 Jahre funktioniert, organisiert man verschiedene Veranstaltungen, um die Kultur der einheimischen Deutschen vorzustellen. Hierunter über einige ausführlicher.

SPIELERISCH UND INHALTSREICH

„Traditionelle Feste sind ein untrennbarer Teil der Kultur eines beliebigen Volkes. Dadurch werden die nationalen Besonderheiten wie die Traditionen an die jüngere Generation weitergegeben, damit sie diese nicht einbüßen. Genauso ist es auch bei den Russlanddeutschen“, so sagt Marina Dagenau, Leiterin des Slawgoroder deutschen Kulturzentrums. „Sehr wichtig ist auch, die Kultur verschiedener Volksgruppen, die in unserer Stadt leben, den jüngeren Generationen näher zu bringen, dass die Kinder lernen, alle zu respektieren. Dafür organisieren wir ein Quiz über die Feste der Russlanddeutschen.“

Das Quiz wurde am 14. März im Slawgoroder Lyzeum Nr. 17 unter den neunten Klassen durchgeführt. Festliche Traditionen der Russlanddeutschen standen hier im Mittelpunkt. Die Form, in der dieses Quiz stattfand, war für die Kinder ungewöhnlich. Alles geschah beweglich und spielerisch.

Es gab ein großes und buntes Spielfeld mit Zahlen auf dem Boden, auf welchem die Schüler mit Hilfe eines großen Würfels Schritte machten. Jedes Mal sollten die Kinder, in zwei Mannschaften aufgeteilt, die richtige Antwort auf verschiedene Fragen aus drei Varianten wählen. Die Antworten standen auf Kärtchen, die im Raum an den Wänden hingen und unter welchen die Mannschaften nach jedem Würfel die richtige Antwort finden mussten. So sollten die Kinder jedes Mal überlegen, welche Variante richtig ist, um diese dann zu behalten und zum Spielleiter zu bringen. Danach konnten die Mannschaften weiter würfeln und wieder nach einem anderen Kärtchen suchen, bis die Mannschaften zum Ziel kamen.

Durch das Quiz konnten die Teilnehmer nicht nur ihre Kenntnisse über die Sitten und Bräuche der Russlanddeutschen testen, sondern auch viel Neues erfahren. So beispielsweise über Erntedankfest,



Am Abend im Kulturhaus: Junge Tänzer aus Halbstadt nahmen aktiv am Quiz über die „ZfD“-Geschichte teil.

oder über das, welche typischen Gerichte die Russlanddeutschen zu verschiedenen Festen traditionsmäßig kochen. Einige Fragen wurden Weihnachten und Ostern gewidmet, ihren Symbolen und Traditionen. Großes Interesse galt den Fragen über die Hochzeitsbräuche der Russlanddeutschen. Jetzt wissen die Kinder, was ein Polterabend ist, wie die „Hochzeitsbitter“ die Gäste früher zur Feier einluden, was sie von den Gästen bekamen und anderes mehr.

Alle Beteiligten bewerteten diese Veranstaltung sehr hoch und unterstrichen, dass das Spiel interessant und inhaltsreich war. Und die Geschenke vom Zentrum, die jedes Kind bekam, machten die Veranstaltung noch angenehmer. „Wir möchten uns bei dem Lyzeum Nr. 17 für den gastfreundlichen Empfang herzlich bedanken, und zwar bei den Lehrerinnen wie Schülern, für ihr Interesse und ihre aktive Teilnahme an diesem Quiz“, so Marina Dagenau.

WANN, WO UND WIE

Diese Fragen beantworteten die zwei nächsten Aktivitäten, die vom Slawgoroder Zentrum Ende März organisiert wurden. Eine davon hatte das Thema „Geschichte der Russlanddeutschen“ und wurde in Form eines Spiels mit den Schülern der Oberstufe durchgeführt. Das informierte, wann und woher die ersten deutschen Ansiedler nach Russland kamen, wo sie sich ursprünglich niederließen. Auch machten sich die Teilnehmer mit den Besonderheiten ihres Alltagslebens bekannt.

Die zweite Veranstaltung wurde

der Literatur der Russlanddeutschen gewidmet. Hier ging es vorerst um die deutschsprachige Zeitung des Altai „Zeitung für Dich“, wo viele von den talentierten russlanddeutschen Schriftstellern und Dichtern, unsere Landsleute, zu verschiedenen Zeiten arbeiteten. Diese Literaten schrieben gleich gut wie in russischer so auch in deutscher Sprache. Sie hinterließen ein reiches literarisches Erbe, das während dieser Literaturveranstaltung vorgestellt wurde. Neben anderem trug die Veranstaltung auch einen praktischen Charakter. So beschäftigten sich die Teilnehmer praktisch, verschiedene interessante Aufgaben erfüllend, mit dem Lebensweg und Schaffen der Schriftsteller der Altairegion und erweiterten ihre Deutschkenntnisse, indem sie interaktive Übungen zu einigen Gedichten machten.

DEUTSCHE KULTUR VORSTELLEN

Nicht nur das Slawgoroder deutsche Kulturzentrum, sondern auch andere Organisationen schenken der russlanddeutschen Kultur große Aufmerksamkeit, weil die ethnischen Deutschen ein untrennbarer Teil der Geschichte der Altairegion sind. Viele davon lebten und leben bis heute in der Kulunda-Steppe. Um die Kultur dieser Volksgruppe zu fördern und vorzustellen, veranstaltete das städtische Kulturhaus gemeinsam mit dem deutschen Zentrum Slawgorod einen schöpferischen Abend der deutschen Kultur für alle Interessenten. Er sah ein Konzertprogramm und nicht nur das vor.

Im Flur des Kulturhauses funktionierten an diesem Tag verschiedene Ausstellungen. Das Slawgoroder Heimatkundemuseum bot hier einige Exponate aus ihrer der Geschichte und Kultur der Russlanddeutschen gewidmeten Exposition. Auch die Redaktion „Zeitung für Dich“ nahm daran teil. Die erfahrene Mitarbeiterin Erna Berg berichtete über die Literaturprojekte, die die deutschsprachige Zeitung realisierte, und die Verfasserin dieses Berichtes führte ein Quiz durch. Die Anwesenden antworteten gern auf lustige und ernste Fragen über die Geschichte und gegenwärtige Lage der deutschsprachigen Redaktion.

Dann fand das Konzertprogramm statt. Das Repertoire war völlig deutsch. Volkslieder der Russlanddeutschen, deutsche Volkstänze, moderne Lieder in deutscher Sprache, musikalische Werke der deutschen Komponisten und Volksmusik wurden da vorgeführt. Unter den Artisten waren eine Gesangsgruppe aus Schumanowka, Kindertanzkollektive aus Halbstadt, Lehrkräfte der Kunstschule und Solisten aus dem Kulturhaus Slawgorod.

Marina Drankina, eine von den Anwesenden, teilt ihre Eindrücke: „Das war sehr interessant und hat mir sehr gefallen. Ich lerne mehrere Jahre Deutsch und die Kultur der Russlanddeutschen im Slawgoroder deutschen Zentrum kennen. Und durch diese Veranstaltung bekam ich eine gute Möglichkeit, diese Kultur und Sprache nicht nur im Zentrum, sondern auch im Alltagsleben zu genießen.“

Swetlana DEMKINA (Text und Foto)

Die Leidenschaften von Marina Weiß

Am 25. März begeht man in Russland das berufliche Fest der Mitarbeiter des Kulturbereiches. Für Marina WEISS (geb. Nikoljuk) aus Pokrowka, Munizipalbildung Slawgorod, ist dieses Fest sehr nah. Obwohl sie keine Diplommitarbeiterin des Kulturwesens ist und etwa 20 Jahre lang in der hiesigen Mittelschule als Lehrerin arbeitet, widmet sie einem ihrer Leidenschaften, und zwar dem Gesang auch viel Zeit. Dabei sind im Repertoire von Marina Weiß nicht nur russische, sondern auch deutsche Lieder. Diese und jene trägt die Sängerin an verschiedenen Veranstaltungen und Festen mit gleichem Vergnügen vor.

„ICH WAR EIN RUHIGES KIND“

So sagt Marina Weiß über sich in der Kindheit. Sie wurde am 10. November 1983 im Dorf Slawgorodskoje geboren. Ein Jahr später nach Marinas Geburt übersiedelten die Eltern Grigorij und Irina Nikoljuk mit ihrer kleinen Tochter nach Pokrowka. Dort verbrachte Marina ihre Kindheit und da lebt sie wie auch ihre Eltern bis heute.

Anstatt mit den Nachbarkindern zu spielen, blieb die kleine Marina lieber zu Hause und nähte Kleidung für ihre Puppen. Als sie in der sechsten Klasse in der schulischen Arbeitsgemeinschaft stricken lernte, wurde das Stricken zu ihrer Leidenschaft. Seitdem strickt sie bis heute viel und gern. Dabei war Marina Weiß kein musikalisches Kind und sang überhaupt nicht. Aber sie nahm in der Schule aktiv an der Laienkunst teil. „Doch ich mochte an den schulischen Veranstaltungen nicht alleine auftreten, sondern in den Mannschaften oder Gruppen. Kaum konnte ich mir damals vorstellen, dass ich im Erwachsenenleben alleine auf der Bühne verschiedene Lieder vorführen würde, und dabei noch in deutscher Sprache“, sagt Marina Weiß.

PÄDAGOGIK ANSTATT MEDIZIN

Marina lernte ausgezeichnet, wollte aber nicht an die Hochschule gehen. Schon nach der neunten Klasse beschloss das Mädchen, fachliche Bildung zu bekommen. Ihre Wahl fiel auf den Beruf einer Krankenschwester. Aber nirgendwo nah von Pokrowka gab es eine entsprechende Berufsschule.

Die Eltern waren aber damals nicht bereit, die Tochter weit vom Zuhause weg zu lassen. „Sie ist noch

zu jung“, sagten sie. „Wähle die Bildungseinrichtung in Slawgorod oder lerne weiter in der Schule.“ In Slawgorod lebten damals Marinas Großeltern mütterlicherseits, Oma Jelisaweta und Opa Andrej Wassiljew, bei denen die Enkelin während des Studiums leben konnte. Ohne Zweifel wählte Marina das Slawgoroder pädagogische College. Dieses absolvierte die junge Spezialistin 2002 mit dem roten Diplom in den Fächern Unterstufenlehrerin und Psychologin.

Anschließend begann die junge Lehrerin ihren beruflichen Weg in der Heimatschule. Nebenbei setzte sie ihre psychologische Ausbildung am Staatlichen Institut für Psychologie und Sozialarbeit Sankt Petersburg fort. In der Schule stieg Marina bald zur stellvertretenden Direktorin für Erziehungsarbeit auf. Als solche kehrte sie wieder zur Laienkunst zurück: „Es gefiel mir sehr, Veranstaltungen, Feste und Konzerte zu organisieren. Ich half den Kindern bei der Vorbereitung zu verschiedenen Konzertprogrammen und beschäftigte mich mit ihnen oft mit Gesangsnummern und sang manchmal selbst“, berichtet Marina. Das Singen gelang der Pädagogin immer besser, und zwar so gut, dass sie im hiesigen Kulturhaus nebenberuflich eingesetzt wurde, wo sie einige Zeit mit Kindern das Singen übte und wo sie selbst oft in verschiedenen Konzerten mit Liedern aufzutreten begann.

Im Hauptberuf gab es bald wieder Veränderungen. Die Lehrerin wurde umgeschult und begann, Chemie und Biologie zu unterrichten. „Die beiden Schulfächer sind eng mit der Medizin verbunden. So ging mein Traum über die Medizin teilweise in Erfüllung“, spricht die Pädagogin weiter.

SINGEN

Jedes Jahr, gewöhnlich im Frühling, veranstaltet man in Pokrowka ein großes Konzert, wo die besten Auftritte der hiesigen Artisten einer kompetenten Kommission vorgestellt werden. Im Bestand dieser Kommission sind traditionell die Mitarbeiter des Slawgoroder städtischen Kulturhauses. In einem solchen Konzert fiel Marina mit einem ihrer Lieder Andrej Gapitschew, einem der Kommissionsmitgliedern, der sich im Kulturhaus Slawgorod mit den Vokalisten und Gesangsgruppen beschäftigt, auf. Kurz danach wurde Marina Weiß vorgeschlagen, im Konzert in Slawgorod ihr Lied vorzuführen. Seitdem begann sich die Solistin, unter Leitung von Andrej Gapitschew mit Gesang zu beschäftigen, mit ihm verschiedene Lieder einzulernen und diese in verschiedenen Veranstaltungen in Slawgorod zu zeigen. So wurde das Singen zu einem festen Bestandteil in Marinas Leben.

Im vorigen Jahr fand in Pokrowka wieder dieses Demonstrationskonzert zum Thema „Der multinationale Altai“ statt. „Ich wollte hier die deutsche Kultur vorstellen, weil die Russlanddeutschen zwar eine der größten Nationalgruppen unserer Region ist, die jedoch im Repertoire unseres Kulturhauses nicht vertreten war“, erzählt die Artistin. „Dabei bin ich selbst zur Hälfte Deutsche“, fügt sie hinzu.

Marinas Initiative gefiel ihrem Betreuer sehr, weil Andrej Gapitschew selbst mehrere Jahre in Deutschland lebte. Seitdem entwickelte sich Marina aktiv auch in dieser Richtung. Zurzeit hat Marina Weiß sieben deutsche Lieder in ihrem Repertoire, die sie alleine und gemeinsam mit dem Betreuer in verschiedenen Konzerten in Slawgorod wie in den naheliegenden Rayons vorträgt. „Deutsche Kultur ist mir sehr nah. Vielleicht hilft mir dabei meine deutsche Abstammung“, so Marina Weiß.

FAMILIENDYNAMISTIE UND TRADITIONEN

Marinas Mutter Irina Nikoljuk ist zur Hälfte Deutsche. Irinas Mutter Jelisaweta wurde in einer völlig



Marina Weiß mit ihrem Betreuer Andrej Gapitschew.

deutschen Familie von Maria und Pjotr Krieger geboren. So erzählt darüber Marina Weiß selbst: „Oma Jelisaweta pflegte deutsche Traditionen. Ich und mein Bruder Anton erfuhren von ihr über festliche Traditionen von deutschen Ostern und Weihnachten. Bis jetzt erinnere ich mich, wie Omas Kuchen, Strudel und Nudelsuppe lecker waren.“

In Marinas Familie sind zurzeit nur kulinarische Traditionen der Russlanddeutschen geblieben. Aber Marina möchte mit ihrer zwölfjährigen Tochter Polina eine Forschungsarbeit über ihre Familie in deutscher Sprache schreiben, in welcher sie beispielsweise das Schicksal des Urgroßvaters Pjotr und seinen harten Aufenthalt in der so genannten Arbeitsarmee schildern möchten.

Oft wird Marina gefragt, von wem sie ihre Fähigkeit zum Singen geerbt habe. „Ich bin die Erste in der Familie“, antwortet Marina. Bisher sang niemand in Marinas Familie, aber sie ist nicht die Letzte. Ihre Tochter Polina hat auch dieses Talent und tritt gern in verschiedenen Veranstaltungen

oder Wettbewerben mit Liedern auf. Oft besuchen Marina und Polina Weiß die Proben mit Andrej Gapitschew gemeinsam. Zurzeit bereiten Mutter und Tochter ein Lied im Duett vor.

Im Beruf trat Marina in die Fußstapfen ihrer Mutter. Irina Nikoljuk ist Mathematiklehrerin. Wie Marina Weiß mit ihrer Tochter oft auf der Bühne auftritt, so ist sie bei der Arbeit mit ihrer Mutter, weil die Letztere bis jetzt in der Schule in Pokrowka unterrichtet.

Es ist jetzt schwer zu sagen, welche von den Familientraditionen Polina Weiß fortsetzen wird. Im zukünftigen Beruf entscheidet das Mädchen unter der Pädagogik und Medizin, genauso wie ihre Mutter in der Jugendzeit.

Was Marina Weiß betrifft, hat sie viele Pläne wie in der Schule so auch in der Kreativität. In der Schule wurde nach Marinas Initiative ein schöpferisches Studio gegründet, wo die Schüler ihr kreatives Können in verschiedenen Richtungen entwickeln können. Darunter auch im Gesang. Marina selbst stellt sich ihr Leben ohne Laienkunst und Gesang jetzt nicht mehr vor.

Maria ALEXENKO

„Tolles Diktat“ erweitert den Gesichtskreis

Vom 21. bis zum 27. Februar fand in verschiedenen Regionen Russlands die offene gesamtrossische Aktion „Tolles Diktat“ statt, die dem Internationalen Tag der Muttersprache gewidmet ist. Jeder Interessente konnte das deutsche Diktat der Niveaustufen A2, B1 und C1 online oder an einem der organisierten Standorte schreiben. Aktivisten der Jugendklubs und Jugendorganisationen der Russlanddeutschen in Kaliningrad, Miass, Omsk, Murmansk, St. Petersburg, Kazan, Nabereshnyje Tschelny, Ufa und anderen Städten nahmen an der Aktion teil und prüften eigene Deutschkenntnisse, sowie halfen als Organisatoren und Freiwillige bei der Durchführung der Aktion vor Ort.

Die Aktion „Tolles Diktat“ startete im Gebiet Tomsk am Internationalen Tag der Muttersprache, dem 21. Februar. Der Hauptveranstaltungsort war das Deutsch-Russische Haus. Mehr als 40 Personen kamen, um ihre Deutschkenntnisse zu testen. Texte mit unterschiedlichen Niveaustufen wurden von den Leitern deutscher Sprachklubs am RDH und von Muttersprachlern aus Deutschland gelesen.

Am 22. Februar fand die Aktion im Kultur- und Geschäftszentrum der Russlanddeutschen in Kaliningrad statt. Die Teilnehmenden – Bewohner der Region, Aktivisten des Jugendklubs „Ru-

DeKinder“ und Besucher von Sprach- und ethno-kulturellen Klubs – wurden von Roman Genich, Vorsitzender des Kultur- und Geschäftszentrums der Russlanddeutschen in Kaliningrad, und Hans Günther Mattern, Generalkonsul der Bundesrepublik Deutschland in Kaliningrad, begrüßt. Der Text mit der Niveaustufe A2 wurde von Herrn Mattern vorgelesen.

Im Gebiet Omsk waren es rund 400 Teilnehmende aus den Stadtkreisen Asowo, Bolscherechtschensk, Ljubinsk, Isilkul, Odessa, Poltawka und Omsk, dem Kirchdorf Litkowka und der Stadt Tara. Schulen und Zentren der deutschen Kultur waren offene Standorte. In der Gebietshauptstadt – im Kultur- und Geschäftszentrum „Deutsch-Russisches Haus in Omsk“ – nahmen fast 100 Personen an dem Diktat teil, von denen die meisten Schüler und Studierende waren. Darüber hinaus haben sich viele Teilnehmende dafür entschieden, das Diktat online zu schreiben, nachdem sie von dieser Möglichkeit erfahren hatten.

„Für das Gebiet Omsk war die diesjährige Aktion „Tolles Diktat“ von besonderer Bedeutung: Der Text handelte von unserem Landsmann, dem bekannten Meister der Schwänke, Adolf Walter, den wir alle kennen und besonders schätzen. Bei vielen Projekten erzählte er persönlich seine Schwänke. Wir sind stolz darauf, dass unser Landsmann nicht nur in Russland, sondern auch in anderen Ländern Gehör gefunden hat“, sagt Elisaweta Graf, Leiterin des Kultur- und Geschäftszentrums.

Am 25. Februar hatten die Bürgerinnen und Bürger von Nowosibirsk die Möglichkeit, ihre Deutschkenntnisse zu testen. Viktor Protokowilo, stellvertretender Direktor des Deutsch-Russischen Hauses des Gebietes Nowosibirsk, wies in seiner Begrüßungsrede an die Teilnehmenden der Aktion darauf hin, dass die Sprache die nationalen Besonderheiten der Menschen widerspiegeln, über ihre Mentalität informiere und ein integraler Bestandteil der Kultur sei. Maria Meiniz, Vertreterin des Generalkonsulats der Bundesrepublik Deutschland in Nowosibirsk, verlas einen Text über Volkskunst und das immaterielle Erbe der Russlanddeutschen.

Das Zentrum für kulturell-geschäftliche Zusammenarbeit „Deutsche des Altai“ führte die Aktion in Barnaul gleich an zwei Orten durch: im Zentrum „Mein Business“ und im Altaier Transporttechnikum. Für das Diktat wurde ein Auszug aus einem Artikel der Moskauer Deutschen Zeitung über Adolf Walters Erzählungen „Schwänke aus Sibirien: Wenn russisches Leben auf deutschen Humor trifft“ vorbereitet. Alex Steinborn, Assistent im Goethe-Institut in Barnaul, hat diesen Text für das Diktat vorgelesen.

Auch in anderen Orten der Altairegion beteiligten sich die Deutschliebhaber mit Vergnügen an der offenen Aktion. So waren zum Beispiel die Teilnehmer des Kinderklubs des deutschen Zentrums „Freundschaft“ aus dem Dorf Woltschicha zum ersten Mal dabei.

Darüber berichtet die Leiterin des Klubs für Deutschliebhaber, Irina Safronowa, in ihrem Brief an die Zfd-Redaktion: „Es gab viel Angst und Aufregung während der Aktion. Bei der Beteiligung am Diktat ist die Hauptsache, die Motivation zum Erlernen der deutschen Sprache zu erhöhen, den Gesichtskreis der Kinder zu erweitern und die Traditionen der Russlanddeutschen kennenzulernen. Es gelang den Beteiligten, die Aufgabe zu erledigen. Am wenigsten gab es Fehler in den Arbeiten von Nastja Morgunowa, Aljona Zizorina, Tatjana Gof und Sofja Nowikowa.“

Die Besucher des Jugendklubs in Woltschicha waren schon zum dritten Mal an der offenen Aktion mit dabei. Und machten es mit großem Vergnügen. Sie sind überzeugt, dass die Aktion „Tolles Diktat“ eine gute Überprüfung ihrer Sprachkenntnisse ist und die Möglichkeit gibt, den Wortschatz der Schüler zu erweitern.

In diesem Jahr machten sich die Kinder mit dem Schaffen von Adolf Walter bekannt, woraus sie viel Interessantes und Unerklärliches aus seinem Leben erfuhren.

Als Sieger der Aktion wurden Lena Kolesnikowa, Artjom Kamardin, Denis Kulabuchow und Darja Petrowa ernannt. Sie sind Absolventen der Schule und glauben, dass eine solche Aktion, oder besser gesagt, die Teilnahme daran, ihnen eine hervorragende Gelegenheit gibt, ihre Sprachkenntnisse zu testen.“

PROJEKTE

Kulturerbe im Mittelpunkt

Seit 2007, das zum Jahr der russischen Sprache erklärt wurde, ist jedes Jahr in unserem Land einem Thema geweiht, um die Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit darauf zu lenken. Beispielsweise wurde 2020 vom Präsidenten der Russischen Föderation Wladimir Putin zum Jahr der Erinnerung und des Ruhms erklärt und 2021 war der Wissenschaft und Technologie gewidmet. Auch kulturelle Themen griff der Präsident der Russischen Föderation mehrmals auf: 2014 war das Kulturjahr, 2015 - Literaturjahr, 2016 - Jahr des russischen Kinos und 2019 stand das russische Theater im Mittelpunkt.

Das laufende Jahr 2022 wurde als Jahr des Kulturerbes der Völker Russlands bestimmt. Diesen Vorschlag unterstützte der russische Präsident bereits im November 2019. Auf einer Sitzung des Rates für interethnische Beziehungen wies er auf die Notwendigkeit hin, das Programm des Jahres „gut und sinnvoll“ zu gestalten, um die Besonderheiten jeder Region Russlands zu berücksichtigen. Im Erlass vom 30. Dezember 2021 verordnete der Präsident des Staates, innerhalb von zwei Monaten ein Organisationskomitee zu bilden und die Entwicklung und Genehmigung eines Plans der Hauptveranstaltungen sicherzustellen.

Laut der Verfassung ist Russland ein multinationales Land. Auf seinem Territorium leben mehr als 190 verschiedene Volksgruppen. Jede von ihnen hat ihre eigene Kultur, Sprache, Bräuche und Traditionen.

Gemäß dem Erlass des Präsidenten wird das Jahr des Kulturerbes der Völker Russlands abgehalten, um die Bürger mit der Vielzahl der Volkskünste bekannt zu machen sowie die kulturellen Traditionen, die historischen und kulturellen Denkmäler, die ethnokulturelle Vielfalt und die kulturelle Eigenartigkeit aller Völker und ethnischen Gemeinschaften des Landes zu erhalten.

Im Rahmen des Jahres finden in den Regionen Festivals im ethnischen Stil, Jahrmärkte und thematische Ausstellungen, Vorlesungen und Meisterklassen sowie Konzerte und verschiedene Wettbewerbe statt.

Zum Jubiläum

Liebe Leserinnen und Leser! Im Juni dieses Jahres begeht die „Zeitung für Dich“ ihren 65. Geburtstag. In diesem Zusammenhang würde sich die ZfD-Redaktion auf Euer Mitmachen freuen. Macht bitte ein interessantes Foto mit der „Zeitung für Dich“, betitelt es und schreibt auch einen kurzen Kommentar dazu. Im Kommentar vergesst bitte nicht, den Vornamen und Namen des Autors vom Foto oder die Benennung der Organisation, wenn es ein Gruppenfoto ist, anzugeben. Außerdem könnt Ihr uns auch ganz kurz Eure Meinung über die Zeitung und Eure Wünsche zum Jubiläum äußern. Eure Fotos und Kommentare werden dann auf den Seiten der „Zeitung für Dich“ veröffentlicht.

Schickt bitte Eure Schöpfungen an: svet-dem76@mail.ru! Viel Spaß!

Eure ZfD-Redaktion

Sonderausgabe Nr. 13

Swetlana DEMKINA

DEUTSCHE ZENTREN IN AKTION

Lehrkräfte zeigen sich in ihrem Beruf

Die Mitarbeiter der deutschen Kulturzentren der Altairegion streben danach, ihre berufliche Kompetenz zu erhöhen. Dazu trägt unter anderem auch der regionale schöpferische Wettbewerb für die Mitarbeiter der deutschen Zentren bei, weil jeder berufliche Wettbewerb für seine Teilnehmer als ein Schritt nach vorne gilt und ihnen die Möglichkeit gibt, ihre Kräfte auf Probe zu stellen wie ihre berufliche Qualifikation zu verbessern. Ende März fand im Rayonszentrum Kulunda dieses Preisausschreiben zum vierten Mal statt. Hier stellten die Moderatoren der Treffen der Klubs für Deutschliebhaber und die Leiter der ethnokulturellen Klubs ihre berufliche Meisterschaft vor.

Als Initiator und traditioneller Organisator des schöpferischen Wettbewerbs trat der Leiterrat der Begegnungszentren der Altairegion in Kooperation mit der örtlichen Mittelschule Nr. 3 und dem Rayonskulturhaus Kulunda unter organisatorischer Mithilfe der Mitarbeiter des Kulundarer Begegnungszentrums auf.

AKTUELLE FRAGEN BESPRECHEN

Am 18. März kamen die Leiter der deutschen Kulturzentren des Altai nach Kulunda. Für sie wurde ein Arbeitstreffen organisiert. „In diesem Jahr kamen viele neue Leiter in unsere Zentren“, berichtet die Organisatorin, Irina Jablonowskaja, die an der Spitze des Leiterrats steht. „Vor allem konnten diese Anfänger bei diesem Treffen viele nützliche Informationen bekommen.“ So machten sie sich mit der Struktur der Selbstorganisation der Russlanddeutschen bekannt und besprachen aktuelle Fragen der Projektarbeit. Dann präsentierte Valeriya Ustinowa, Managerin für Projektarbeit des regionalen Zentrums für kulturelle und geschäftliche Zusammenarbeit „Deutsche des Altai“, die Tätigkeit ihrer Organisation. Weiter wurden die Bilanzen des ersten Quartals dieses Jahres gezogen und die Perspektiven bestimmt. Diesem folgten der Erfahrungsaustausch „Von der Idee bis zur Realisierung“ und das Rundtischgespräch „Aktuellste Probleme und ihre Lösungen“. Hier halfen die erfahrenen Leiter ihren jüngeren Kollegen, indem sie ihre Erfahrungen austauschten und bei der Gruppenarbeit sehr behilflich waren, besonders in den Fragen, wie man die ethnokulturelle Tätigkeit in den deutschen Zentren mit Menschen verschiedenen Alters effektiv organisieren kann.

VISITENKARTEN

Der Wettbewerb selbst startete am nächsten Tag. Er wurde traditionsmäßig in zwei Etappen durchgeführt. In der ersten Distanzetape, die im Februar stattfand, legten die Bewerber Videosequenzen vor, die von der Expertenkommission bewertet wurden. Diese Videos



Jelena Zeweljowa (unten in der Mitte) stellt ein Theaterstück in der Etappe „Berufsverteidigung“ vor.



Jurymitglieder Jelena Lobatsch und Tatjana Galkina.

schilderten zusammenfassend die berufliche und kreative Tätigkeit der Wettbewerbsteilnehmer, ihre Begeisterungen, die Prinzipien und Besonderheiten ihrer Arbeit, ihre beruflichen Leistungen und Auszeichnungen. Insgesamt trafen 26 Bewerbungen um die Teilnahme am diesjährigen Wettbewerb ein. Davon wurden die Besten in jeder Kategorie, und zwar unter den Lehrkräften der ethnokulturellen Richtung und unter den Leitern der sprachlichen Treffen, zur Finaletappe eingeladen.

Alle Wettbewerbsteilnehmer und zahlreiche Gäste versammelten sich am 19. März in der Mittelschule Nr. 3 des Rayonszentrums Kulunda, wo die feierliche Eröffnung des Wettbewerbs durchgeführt wurde. In verschiedener interessanter Form mit humorvollen Inszenierungen, Handpuppen, Liedern, Tänzen und Computerpräsentationen stellten die Lehrkräfte ihre Visitenkarten vor, die ihre berufliche Tätigkeit darstellten.

BERUFSVERTEIDIGUNG UND BATTLE-SHOW

Am Nachmittag fand die Wettbewerbsetappe „Berufsverteidigung“ statt. In derselben Schule zeigten die Finalisten in der Praxis, wie sie ihre Treffen zu bestimmten Themen veranstalten. In diesem und jenem Fall wurde die berufliche Meisterschaft der Wettbewerbsteilnehmer von der Jury bewertet. Was die Lehrkräfte der sprachlichen Richtung betrifft, so konnten die Anwesenden mit Tatjana Tjutjunnikowa aus Orlowo in die Welt der Lieder der Russlanddeutschen eintauchen. Die Bewerberin zeigte, welche deutschen Volkslieder einen Menschen lebenslang begleiten. So stellte sie ein Wiegenlied, ein Jugendlid und ein Lied für Erwachsene vor. Noch eine Finalistin, Irina Loskutnikowa (Romanowo) führte ein sprachliches Treffen zum Thema „Farben“ vor. Mit ihr lernten die Teilnehmer des Treffens die Farbbenennungen, erfuhr praktisch, wie man warme und



Siegerin Irina Tulebajewa.

kalte Schattierungen bei der Mischung von verschiedenen Farben bekommen kann, und stellten mit einem Glas Wasser und einer Taschenlampe sogar selbst ein kleines Wunder her: Richtet man auf besondere Weise das Licht auf das Glas Wasser, so erscheint an einer weißen Tafel ein Regenbogen.

Julia Sorina aus Polewoje präsentierte die Arbeit mit dem Gedicht „Die Buntstifte“ von Ewald Katzenstein. So trat in ihren Händen die Literatur der Russlanddeutschen als ein gutes Lehrmittel beim Spracherwerb auf. Natalja Alejnikowa aus Michajlowskoje des gleichnamigen Rayons zeigte, wie man den Deutschliebhabern Ostern, seine Symbole und Traditionen interessant näher bringen kann. Andrej Schindler aus Schumanowka zeigte in der Praxis Übungen zum Thema „Küche der Russlanddeutschen“.

Fotos: Anastassija Kondraschowa

(Schluss auf Seite 4)

Swetlana DEMKINA

Lehrkräfte zeigen sich in ihrem Beruf



Tatjana Schulz (r.) belohnt die Gewinnerin Julia Sorina aus Polewoje.



Galina Pissarenko (l.) verteidigt ihren Pädagogenberuf.

(Schluss von Seite 3)

Die Leiterinnen der ethnokulturellen Klubs, Jelena Zeweljowa und Irina Tulebajewa (Nikolajewka), Irina Zeiser (Tabuny) sowie Galina Pissarenko (Redkaja Dubrawa) demonstrierten in der Praxis einige Auszüge aus ethnokulturellen Treffen zu verschiedenen Themen.

„Es sei hervorzuheben, dass das Vorbereitungsniveau der Finalisten und ihre berufliche Kompetenz von Jahr zu Jahr immer besser werden“, sagt eine der Jurymitglieder Jelena Lobatsch, Fremdsprachenlehrerin der Mittelschule Nr. 19 Jarowoje und Multiplikatorin der Spracharbeit des Instituts der ethnokulturellen Bildung - BiZ.

Als Nächstes hatten die Finalisten des Wettbewerbs die Möglichkeit, ihre Kenntnisse zur Geschichte und Kultur der Russlanddeutschen zu testen. Für sie wurde am Ende des ersten Tages ein intellektuelles Quiz „Battle-Show“ organisiert. In Form von verschiedenen Show-Spielen, die sie selbst wählten, beantworteten die Spieler in Paaren mit Enthusiasmus und Eifer die Fragen über die ersten deutschen Siedlungen, das alltägliche Leben der ersten deutschen Ansiedler, die festlichen Traditionen der Russlanddeutschen und über ihre Sitten und Bräuche.

DISKUSSIONEN, FOTOSPIEL UND AUSZEICHNUNG

Der nächste Tag begann mit der Diskussionsrunde „Professionelles Gespräch“ für die angehenden Zentrumsleiter, die wiederum in Form eines Wettbewerbs organisiert und von Sergej Sabara, Mitarbeiter des Kulundaer Zentrums, moderiert wurde. Er stellte verschiedene fachliche Fragen, welche die Tätigkeit

der Zentrumsleiter betreffen und von den Beteiligten gern beantwortet wurden. Anschließend bestimmte man die Gewinnerin. Das wurde Jelena Litwinowa, Zentrumsleiterin aus Malinowoje Osero.

Weiter gab es ein Spiel mit Fotos. Teile verschiedener Fotos von einigen Beteiligten und Organisatoren, auf denen die Personen selbst fehlten, wurden an einer Wäscheleine befestigt. Die Spieler mussten Fotos wählen und erraten, wem dieses Foto gehört. Nachdem musste die betreffende Person das Ereignis auf dem Foto erklären. So erfuhren die Anwesenden viele interessante Tatsachen voneinander.

Zum Höhepunkt des Wettbewerbs wurde die feierliche Verleihungszeremonie der Siegerehrung. Als beste Moderatorin der sprachlichen Treffen wurde Julia Sorina (Polewoje) anerkannt, die Zweitbeste war Natalja Alejnikowa (Michajlowskoje). Mit dem Diplom des dritten Grades wurde Andrej Schindler (Schumanowka) ausgezeichnet.

In der Kategorie „Leiter der ethnokulturellen Klubs“ war Irina Tulebajewa aus Nikolajewka die Beste. Ihre Kollegin aus demselben Zentrum, Jelena Zeweljowa, belegte den dritten Platz. Ein Diplom für den zweiten Platz bekam Irina Zeiser (Tabuny).

Alle Gewinner wurden mit Diplomen und Wertgeschenken ausgezeichnet. Es gab noch einen Sonderpreis, der vom Leiterrat der Begegnungszentren der Altairegion gestiftet wurde. Besitzerin dieses Preises wurde Tatjana Tjutjunnikowa aus Orlowo.

KULTUR FÖRDERN

„Dieser Wettbewerb ist darauf abgezielt, die besten Spezialisten

der deutschen Zentren zu bestimmen und zu unterstützen“, so die Organisatorin Irina Jablonowskaja. „Daneben setzten wir uns zum Ziel, die berufliche Erfahrung der Spezialisten der russlanddeutschen Kulturveranstaltungen zu verallgemeinern, die Mitarbeiter unserer Zentren zur weiteren Verbesserung ihrer beruflichen Meisterschaft zu motivieren und die Kreativität bei dem Erhalt der deutschen Kultur und Sprache zu stimulieren. Jeder Wettbewerb gibt Anstoß zur weiteren Entwicklung, und wir freuen uns darüber, dass dieser Wettbewerb zu einer guten Tradition wurde.“

Großen Dank stattete Irina Jablonowskaja allen Organisatoren, Wettbewerbsteilnehmern, Einrichtungen ab, die bei der Vorbereitung und Durchführung des Wettbewerbs behilflich waren. Sie dankte auch der Stiftung „Altai“, und persönlich Alexander Steinbeck, einigen Unternehmern aus Kamyschi, den Unternehmern Viktor Daft aus Michajlowskoje und Dilara Kaku-schina aus Kulunda sowie Tatjana Chaustowa, die alle für die ausgeteilten Geschenke aufkamen. Darüber spricht Irina Jablonowskaja selbst: „Dank ihrer Spenden konnten wir traditionell teure Geschenke kaufen, nämlich verschiedene elektrische Haushaltsgeräte.“

Nicht zufällig fand dieser Wettbewerb kurz vor dem beruflichen Fest der Mitarbeiter des Kulturbereiches statt, weil die Lehrkräfte der deutschen Zentren sich auch alle Mühe geben, um das Interesse zur Kultur und Sprache einer der zahlreichsten Volksgruppen Russlands bei ihren Klubsteilnehmern zu erwecken und zu kultivieren.

Fotos: Anastassija Kondraschowa

Swetlana DEMKINA

INTERVIEW

Neun Fragen an die WettbewerbsteilnehmerInnen

Kurz vor dem regionalen schöpferischen Wettbewerb für die Mitarbeiter der deutschen Zentren interviewte Anastassija Kondraschowa, Methodikerin des Filmvertriebs des Rayonskulturhauses Kulunda, und Anastassija Schimolina, Lehrkraft der Kulundaer Mittelschule Nr. 3, die Finalisten des Wettbewerbs. Darüber, welche Bedeutung für sie dieser Wettbewerb hat, welche übernatürliche Fähigkeit sie besitzen möchten, wie ein idealer Leiter des sprachlichen und ethnokulturellen Klubs sein soll und anderes mehr, lassen wir die Wettbewerbsteilnehmer selbst sprechen.

Was ist Ihr Lieblingsspruch, Motto oder Zitat, die Sie motivieren?

Tatjana Tjutjunnikowa (Orlowo): Leben und leben lassen!

Irina Tulebajewa (Nikolajewka): Bleib da, wo du bist, sonst verpasst du das Leben.

Jelena Zeweljowa (Nikolajewka): Augen haben Angst, aber Hände tun es. Das ist mein Lieblingspruchwort.

Andrej Schindler (Schumanowka): Nichts währt ewig, auch unsere Sorgen nicht. Das sage ich mir in schwierigen Momenten.

Natalja Alejnikowa (Michajlowskoje): Ich lasse mich vom Motto „Per aspera ad astra“, was „Durch Not zu den Sternen“ bedeutet, leiten. Mein zweites Motto lautet: Niemals aufgeben!

Irina Zeiser (Tabuny): Gibt es keine Schritte nach vorne, dann gibt es leider Schritte zurück.

Wie soll ein Leiter des sprachlichen oder ethnokulturellen Klubs sein?

Andrej Schindler: Lustig, findig, klug und zuverlässig.

Tatjana Tjutjunnikowa: Er soll Meister seiner Sache sein, egal was für einen Klub er leitet.

Galina Pissarenko (Redkaja Dubrawa): Der Leiter eines beliebigen Klubs muss kreativ sein und andere für seine Sache begeistern können.

Irina Zeiser: Er soll für alles Neue offen sein.

Julia Sorina (Polewoje): Wichtig ist, dass er entflammen, beleuchten, erwärmen kann, dass es neben ihm immer hell, warm und gemütlich ist.

Irina Tulebajewa: Energisch, kraft- und ideenvoll.

Was erwarten Sie vom Wettbewerb?

Irina Zeiser: Neue Ideen!

Jelena Zeweljowa: Sieg!

Irina Loskutnikowa (Romanowo): Neue Kenntnisse und Erfahrungen der Kollegen.

Galina Pissarenko: Positive Emotionen bekommen und etwas Neues erfahren.

Julia Sorina: Schlecht ist der Soldat, der nicht davon träumt, General zu werden. So möchte ich siegen.

Tatjana Tjutjunnikowa: Ich freue mich auf das Treffen mit Gleichgesinnten und auf den Erfahrungsaustausch.

Natalja Alejnikowa: Der Wettbewerb gibt die Möglichkeit, sich mit engagierten Menschen zu treffen, die ich schon lange kenne. Die kreative Energie, Talente, Erfahrungen und das Wissen der anderen geben mir neue Impulse für meine weitere Arbeit.

Was war Ihr erster Gedanke, als Sie zur Finaletappe eingeladen wurden?

Natalja Alejnikowa: Oh, mein Gott!

Jelena Zeweljowa: Jelki-palki! Es kommt wieder vor!

Irina Tulebajewa: Ich habe überhaupt alle Gedanken verloren!

Galina Pissarenko: Das war für mich unerwartet! Ich dachte, man muss einen nächsten Schritt machen.

Irina Loskutnikowa: Jetzt muss ich weiter etwas Interessantes ausdenken und vorbereiten, das dachte ich, als ich diese Nachricht bekam.

Ergänzen Sie die Aussage „Ich kam zum Wettbewerb, weil ich ...“

Julia Sorina: ... weil ich als kreative Natur immer auf der Suche nach etwas Neuem, einem Gipfel oder Abenteuer bin.

Irina Loskutnikowa: Ich mag das Lernen, und der Wettbewerb gibt mir die Chance neue Erfahrungen zu sammeln.

Andrej Schindler: ... weil ich meine Kräfte auf Probe stellen will.

Welche Ihre Eigenschaft schätzen Sie als die stärkste ein?

Jelena Zeweljowa: Hartnäckigkeit.

Irina Zeiser: Positive Wahrnehmung der Welt.

Tatjana Tjutjunnikowa: Ich bin fleißig und arbeitsfähig.

Irina Loskutnikowa: Fleiß.

Julia Sorina: Optimismus.

Natalja Alejnikowa: Ich bin verantwortungsvoll. Diese Eigenschaft hilft mir, meine Ziele und gute Resultate in meiner Tätigkeit erreichen.

Was möchten Sie in Zukunft lernen?

Andrej Schindler: Ich weiß es jetzt nicht genau. Das Leben empfiehlt, was man brauchen wird.

Tatjana Tjutjunnikowa: Ich möchte Japanisch lernen.

Jelena Zeweljowa: Ich möchte lernen, wie man sich erholt.

Julia Sorina: Ich möchte lernen, Wichtiges vom Unwichtigen trennen.

Wenn man Sie zum Leiter eines deutschen Zentrums wählen würde, womit würden Sie beginnen?

Natalja Alejnikowa: Ich würde Ideen, die im Zentrum schon realisiert werden, fortsetzen und die vorhandenen Traditionen unterstützen. Ich würde mir alle Mühe geben, um unser Zentrum weiter zu entwickeln, dass es nach wie vor die Kultur und Sprache der Russlanddeutschen aufbewahrt.

Jelena Zeweljowa: Ich stehe schon mehr als 25 Jahre an der Spitze des deutschen Zentrums in unserem Dorf. Deswegen ist es für mich schwer zu sagen, was ich vorerst tun würde.

Irina Loskutnikowa: Wenn ich Leiterin eines deutschen Zentrums wäre, würde ich alles Beste fortsetzen.

Tatjana Tjutjunnikowa: Ich weiß nicht nur vom Hörensagen, wie schwierig diese Sache ist, weil ich früher ein Zentrum leitete. Der neue Zentrumsleiter muss von Anfang an, mehr Aktivisten für das Zentrum gewinnen und ein Team bilden, auf welches er sich immer verlassen kann.

Welche übernatürliche Fähigkeit möchten sie haben?

Jelena Zeweljowa: Ich möchte Vogel werden, Flügel haben und fliegen können.

Irina Loskutnikowa: Es wäre schön, wenn ich manchmal für kurze Zeit das Alter wechseln könnte.

Galina Pissarenko: Ich möchte ein Engel werden. Dann würde ich es so machen, dass Frieden in der ganzen Welt herrsche.

Andrej Schindler: Es wäre interessant, wenn ich nach Wunsch manchmal unsichtbar werden könnte.

Irina Zeiser: Ich möchte solche Fähigkeit haben, die zuließ, unsere Verwandten auf ewig bei uns zu behalten.

Natalja Alejnikowa: Ich hätte gerne einen Zauberstab, mit dem ich Menschen glücklicher machen und Gutes tun könnte.

Essays zum Preisausschreiben „Wunderkind“ 2022

In der Altairegion wird zurzeit das Projekt Schöpferisches Preisausschreiben „Wunderkind“ realisiert. Dieser Wettbewerb unter den Teilnehmern der Kinderklubs der deutschen Kulturzentren der Altairegion und der Republik Altai wurde zum dritten Mal veranstaltet. Dieses große Projekt wurde vom Rat der Zentrumsleiter des Altai ins Leben gerufen und durchgeführt. Von Jahr zu Jahr wächst die Zahl der jungen Deutschliebhaber. In diesem Jahr beteiligten sich daran schon etwa 400 Kinder aus 140 Kinderklubs. Die Wettbewerbsteilnehmer weitteifern nach wie vor in mehreren Nominierungen, die der Kultur und Sprache der Russlanddeutschen gewidmet sind. Da wir, die „ZFD“-Journalistinnen alle Arbeiten sehen und lesen konnten, wurde beschlossen, in dieser Sonderausgabe alle zugesandten Essays zu veröffentlichen. In weiteren ZFD-Ausgaben kommen noch die Arbeiten unter der Nominierung „Federprobe“ dazu. Das soll eine Art von Belohnung für die talentierten jungen Deutschliebhaber sein. Viel Spaß beim Lesen!

Meine Familiengeschichte

Einmal fragte ich meinen Urgroßvater, warum unsere Familie in Russland wohnt, obwohl wir einen deutschen Familiennamen haben. Der Urgroßvater erzählte mir eine interessante Geschichte: „Das war sehr lange zuvor, im 18. Jahrhundert war Deutschland nicht so groß und wohlhabend wie heute. Es gab viele kleine Fürstentümer, die miteinander Kriege führten. Deshalb kamen viele Deutschen nach Russland.“

Die Familie Kunz kam nach Russland im Jahr 1766 und siedelte sich in der Kolonie Zürich an der Wolga an. Dort lebte die Familie bis 1941. Mein Urgroßvater David wurde in der Familie von Gottlieb und Amalia Kunz im Jahre 1928 geboren.

Er hatte einen älteren Bruder Alexander und eine kleinere Schwester Amalia. „Wir wohnten in einem kleinen Haus. Im Hause gab es eine Küche und eine Stube. Der Fußboden war nicht aus Holz. Es gab keine Wälder rings umher und für die Beheizung gebrauchten wir nicht Holz, sondern Dungstoff und Stroh“, führte der Urgroßvater die Erzählung weiter

„Wir hatten eine Kuh, Ziegen und Hühner. Wir gingen in die Schule. Alle Fächer unterrichtete man auf Deutsch. Russisch lernten wir als Fremdsprache. Der ältere Bruder Alexander benedete sieben Klassen, ich hatte vier Klassen hinter mir, als der Krieg begann.“

In Zürich feierte man viele deutsche Feste. Zu Weihnachten gab es immer Plätzchen in Form einer Puppe oder eines Pferdes. Zu den Kindern kamen das Christkind und der Pelznickel und brachten ihnen Geschenke.

Zu Ostern bemalten die Kinder Eier, die Mutter machte viel Gebäck. Am Morgen suchten die Kleinen ein Nest mit Süßigkeiten. Sie glaubten damals alle, dass die Geschenke ihnen ein Hase brachte. Zu Pfingsten schmückte die Mutter das Haus mit Blumen und Gras.

Die Hochzeiten wurden auch sehr lustig gefeiert. Es gab viele so genannten Brautführer, das waren die Freunde und Freundinnen von dem Bräutigam und der Braut. Sie gingen zu dem Haus, wo die Braut lebte. Dann ging die Hochzeitsprozession durch die Straßen. Man sagte: „Tusch spielen“, dann tanzten zuerst nur die Eltern. Nach den Worten „Brautmädel“ tanzten nur die Mädchen.

Aber dann kam die Zeit, wenn niemand mehr Feste feierte. Im August 1941 wurde in einer Zeitung geschrieben, dass alle Deutschen deportiert werden sollten. Die Frauen begannen die Vorbereitungen. Niemand glaubte damals daran, dass sie nie zurückkommen würden.

Vom Dorf bis Saratow schwammen die Menschen mit dem Boot drei Tage lang. In Saratow stiegen sie in den Zug ein. Sehr lange war der Weg nach Altai. Viele Menschen starben unterwegs, weil die Bedingungen sehr schlecht waren. Das Essen reichte nicht aus. Von Kulunda fuhr die Familie Kunz nach Bastan. Das ist ein kleines Dorf im Rayon Michajlowskij. Dort bekamen sie ein Zimmer in einem kleinen Haus.

„Als wir ankamen, fragte die alte Wirtin, ob wir Waffen mitgebracht haben. Der Vater öffnete den Koffer: keine Waffen. Wir hatten nur ein wenig Kleidung, getrocknetes Brot und ein Spinnrad. Wir sind im Herbst an den neuen Ort gekommen und halfen bei der Kartoffelernte, deswegen waren wir nicht hungrig.“

Dann wurden die Eltern und der ältere Bruder in die Trudarmee einberufen. Der Vater arbeitete in Tscheljabinsk. Die Mutter sollte im Wald arbeiten, aber sie arbeitete im Garten und half in der Kantine. Sie war fleißig und arbeitsam.

„Am neuen Ort gingen wir nur ein paar Tage in die Schule. Aber wir konnten kein Russisch, die Eltern waren in der Trudarmee. Damit war unsere Ausbildung zu Ende. Meine Schwester Amalia sollte den Haushalt führen, und ich musste Salz von Malinowoje Osero nach Bastan bringen und schwere Arbeit in der Kolchose leisten, weil alle Männer zum Krieg weggingen“, erinnert sich der Urgroßvater.

Nach dem Krieg kehrten die Eltern und der jüngere Bruder nach Bastan zurück. Die Brüder wurden Traktorfahrer in der Kolchose. Sie waren sehr arbeitsam und verantwortungsvoll. David heiratete eine Russlanddeutsche Ida Kühl. Die Familie hatte drei Töchter Lidia, Elwira (meine Großmutter) und Emma. Alle Töchter wurden später Lehrerinnen.

Ich bin sehr stolz auf meine Familie.

Andrej Kunz, 13 Jahre,

Deutsch in meinem Leben

Ich heiße Antonina Shurawlewa. Mein Name lautet überhaupt nicht Deutsch, aber ich möchte heute darüber erzählen, wie stark meine Familie mit der deutschen Kultur und Sprache seit einigen Jahren verbunden ist. Ich habe keine deutschen Wurzeln. Mein Vater ist 1992 in mein Heimatdorf Polewoje gekommen. Vor dem Umzug ins Dorf Polewoje hatte mein Vater in der Schule die Wahl zwischen Englisch und Deutsch. Er hat Deutsch gewählt und damit hatte er Glück, weil in unserer Schule Deutsch unterrichtet wird. Und es war für ihn viel einfacher. Später 2002 kam meine Mutter in das Dorf. Da sie nur Englisch lernte, fiel es ihr viel schwerer. Deutsch war für sie eine völlig neue Sprache.

Meine Eltern haben sich kennengelernt, einen Bauernhof eingerichtet, eine Familie gegründet. Meine ganze Familie besteht aus sechs Personen. Das sind mein jüngerer Bruder, ich, meine ältere Schwester und meine jüngere Schwester und meine Eltern. Am Anfang hielten wir uns nicht an die deutschen Traditionen und beschränkten uns nur auf das Erlernen der deutschen Sprache in der Schule. Ich bin zehn Jahre alt geworden und habe zu dieser Zeit begonnen, mich stärker an den Aktivitäten des deutschen Zentrums meines Dorfes zu beteiligen. Die Ergebnisse meiner Arbeit waren verschiedene Reisen und Veranstaltungen. Durch meine Erfolge habe ich bei meiner Familie das Interesse zur deutschen Kultur geweckt. Meine Mutter hat auf eigene Initiative begonnen, Deutschkurse zu besuchen. Mein jüngerer Bruder und meine Schwester unterstützen mich bei meinen Initiativen.

Mit der ganzen Familie haben wir einige Traditionen der deutschen Kultur übernommen. In unserer Familie freuen wir uns auf den deutschen Nikolaustag. Am 6. Dezember putzen die Kinder in unserer Familie ihre Stiefel oder Schuhe, warten auf ein Wunder. In der Nacht kommt zu uns der Nikolaus, bringt uns süße Geschenke und legt sie in die Schuhe. So feiern wir auch deutsche Weihnachten. Unsere Familie sammelt sich hinter dem Tisch, wir sitzen lange, essen, führen friedliche Gespräche und beurteilen die Geschehnisse. Weihnachten in Deutschland ist ein Feiertag, der eine Familie an einem Tisch zusammenführt. Sogar die Jugendliche legen die Dinge beiseite und widmen ihre Zeit der Familie. So halten wir auch die Tradition und die Adventszeit. Jedes Jahr machen oder kaufen wir einen Kranz aus Tannenzweigen. Nachdem wir ihn dekoriert und vier Kerzen dazu gefügt haben, warten wir jeden Sonntag vom 1. bis zum 24. Dezember, um jeden Sonntag eine Kerze anzuzünden. In solchen Momenten hört alles auf, die Zeit bleibt stehen, nur das Rascheln der Zweige und das Knistern der Flammen sind zu hören. Seit kurzem machen oder kaufen wir einen Adventskalender für alle Kinder in der Familie. Wir feiern auch Ostern. Unsere ganze Familie färbt Eier bunt und bastelt auch verschiedene Dekorationen in Form von Hasen.

Trotz der Tatsache, dass es keine Deutschen in meinem Stammbaum gibt, stört es mich und meine Familie nicht, uns an die deutschen Traditionen festzuhalten. Meine Familie unterstützt mich gerne bei meinen Anfängen. Ich bin stolz darauf, dass ich durch das Erlernen der deutschen Sprache viele Möglichkeiten für mich entdeckt habe. Ich bin bereit, mein Leben in der Zukunft mit der unglaublich schönen deutschen Sprache zu verbinden.

Antonina Shurawlewa, 13 Jahre

Die Erzählungen der Uroma

Meine Uroma heißt Emilija. Am 17. März hat sie ihr 90-jähriges Jubiläum gefeiert. Die Uroma ist für mich ein sehr wichtiger Mensch.

Ich besuche sie oft und höre gern ihre Erzählungen über ihre Kinderjahre.

Meine Uroma wurde im Wolgagebiet im Dorf Balzer geboren. Im Jahre 1940 kam die Familie meiner Uroma nach Altai. Die Übersiedler wollten besser leben, aber in die Altairegion kam der Hunger. Deswegen kehrte die Familie zum Wolgaufer zurück.

Während des Krieges wurde die Familie wieder nach Altai vertrieben. Der Weg war sehr schwer. Die kleine Schwester meiner Uroma war unterwegs gestorben.

Von Nowosibirsk kamen die Wolgadeutschen zu Fuß bis in das Dorf Podsosnowo. Nach einigen Tagen nach der Ankunft in Podsosnowo geschah eine interessante Geschichte. In der Nacht klopfte jemand am Fenster des Hauses, wo die Familie meiner Uroma lebte. Es war die alte Oma. Unterwegs wurde sie krank und musste in Nowosibirsk bleiben. Aber es war ihr gelungen, allein bis nach Podsosnowo zu kommen.

Während des Krieges konnte die Uroma die Schule nicht besuchen. Sie und ihre Geschwister hatten keine Kleidung. Als die Uroma neun Jahre alt war, begann sie zu arbeiten. Sie passte auf die fremden Kinder auf. Als Arbeitslohn bekam sie das Essen.

Nach dem Krieg kehrte der Vater meiner Uroma nach Podsosnowo zurück. Er wurde aber in die Trudarmee einberufen.

Im Jahre 1953 heiratete meine Uroma meinen Uropa Jakob. In ihrer Familie wurden sechs Kinder geboren.

Meine Urgroßeltern waren Baumeister. Sie hatten viele Gebäude in unserem Dorf gebaut. Diese Objekte funktionieren noch heute.

Zurzeit leben die meisten Kinder und Enkeln meiner Uroma in Deutschland. Aber sie selbst ist in ihrem Heimatdorf geblieben. Wir gehen oft zu der Uroma zu Gast. Und ihre Erzählungen sind die wichtigen Seiten der Geschichte unserer Familie.

Aljona Barsukowa, 14 Jahre

In unserer Familie entstanden neue Traditionen

Das Wort „Fuchs“ ist für mich nicht nur ein Wort im Deutschen. Das ist auch der Familienname meiner Mutter, meiner Großmutter, meines Onkels und meiner Großeltern. Meine Familie ist im Jahr 2000 ins Dorf gezogen. Meine Mutter besuchte die gleiche Schule, in der ich jetzt lerne. Sie hatten Grundkenntnisse der deutschen Sprache.

Dass der Familienname deutscher Herkunft war, habe ich nicht gewusst. Ich habe es erst in der Schule erfahren. Das war genau der Moment, der für mich das Interesse für Deutsch gab und mich zum tiefen Erlernen der deutschen Sprache und Kultur anregte. Ich nahm ab der zweiten Klasse an deutschbezogenen Veranstaltungen teil. In all dieser Zeit habe ich viele Auszeichnungen, Erfahrungen und unvergessliche Emotionen erhalten. Heutzutage nehme ich an verschiedenen Wettbewerben und Veranstaltungen teil, deren Zahl deutlich zugenommen hat. Ich singe und lese auch Gedichte auf Deutsch. Jeden Monat habe ich mich mehr und mehr in das Erlernen der Sprache und Kultur vertieft und es hat mir gefallen. Ich hoffe, dass meine Leistungen viel größer und meine Deutschkenntnisse viel reicher werden!

Einige Jahre später begann auch meine jüngere Schwester, in der Schule Deutsch zu lernen. Ich helfe ihr gerne dabei. Die Schwester nimmt auch an einigen Aktivitäten teil. Nachdem wir als Deutsche mehr über die Kultur erfahren haben, entstanden in unserer Familie einige neue Traditionen. Meine Schwester und ich stellen in der Nacht vom 5. zum 6. Dezember Stiefel und Schuhe auf, um Geschenke vom Nikolaus zu bekommen. Das Fest selbst heißt „Nikolaustag“, es wird am 6. Dezember gefeiert. Wir freuen uns auch sehr auf die Adventszeit. Über diese Geschichte und Traditionen der Russlanddeutschen habe ich in der Schule und im Zentrum der deutschen Kultur erfahren. Ich bin froh, dass die deutschen Traditionen in meiner Familie jetzt gepflegt werden.

Ich bin stolz darauf, dass ich durch das Erlernen der deutschen Sprache und Kultur viel mehr über meine deutschen Wurzeln kennen lerne. Ich freue mich auf das Neue über Berufe, Hobbys, Traditionen und Kultur. Es ist für mich ein Stolz, dass ich ein Teil der Kultur und Geschichte der Russlanddeutschen bin. Ich habe es in den Plänen vor, mein weiteres Leben der deutschen Sprache zu widmen. Mein Wunsch, Deutsch zu lernen, entstand nicht nur wegen meiner deutschen Wurzeln, sondern auch auf meine eigene Initiative.

Sofja Soldatowa, 13 Jahre

Zusammenfassung von Erna BERG

Oktoberfunken

(Erzählung)

I
Im Jahre 1917 war es. In seinen letzten Zügen jappste der Zarismus. Verboten war das Deutsch - des „Feindes“ Sprache. Nur unbelauscht wagt es die Mutter, deutsch mit ihrem Kind zu reden.

Die Klara Miller will im Konsumladen Pfeffer zu der Mittagsuppe holen. „Wie heißt nur russisch Pfeffer?“ - „Perez“, spricht ihr Mann. Sie geht und übt das russische leichte Wörtlein „Perez, Perez, Perez, Perze, Perze, Preze, Prezel, Brezel“. Ganz ungewollt, ganz unbemerkt geschah des Perez Wandel in den Brezel. „Daj mene Brezel“, bittet sie den Ladendiener, auf die Pfefferdose zeigend. Der Diener, der ganz gut begreift, was Klara Miller will, spricht schalkhaft mehr als böswillig: „Frau, Brezel kaufen Sie im Bäckerladen gegenüber.“ Sie wiederholt das Wort nicht mehr; sie zeigt energisch auf die Dose; sie ahmt das Pfefferstreuen nach. Umsonst. „Im Bäckerladen sind die Brezel.“ - „Hu, Tschort!“, spricht sie, und pfefferlos - gepfeffert ist die Stimmung bloß - kommt sie zu Hause an. „Mehr Salz streu anstatt Pfeffer in die Suppe dir“, grollt sie dem Manne, im Wahne, dass er sie russisch falsch belehrt habe.

II
Ernst stehen sie, vor Ärger übermäßig rauchen die Männer Prischibs - alle Landbesitzer - in des Schulzen Hof. Der Angstschweiß perlt dem Schulzen von der Stirn, der saitenstramm vor einem hohen Staatsbeamten steht. „Im Namen seiner Majestät des selbtherrlichen Kaisers, usw. usw.“, liest streng der Herr, „habt binnen sieben Tagen ihr Njemzy euer Hab und Gut zu liquidieren und auszusiedeln. Unterschreibe Schulze, dass du den Befehl gehöret.“ Es war Befehl, den seine Majestät der Kaiser höchstbesoffen über Liquidierung des deutschen Landbesitzes ausgegeben hatte. Es war dies der Befehl, nach dem die Deutschen all, beraubt, geplündert, in den kalten Fernen Osten, nach Sibirien, rechtlos, schutzlos ziehen sollten, wie dieses 100 000 schon, die Deutschen in Wolhynien gemusst. Sprachlos vor Schreck, gelähmt vor Angst war wohl der ganze Ort.

Da munkelt's dunkel; einzeln, leise zieht's von Ohr zu Ohr. Doch bald schon eilt's von Mund zu Mund und kündigt laut und allgemein: Der Kaiser ist gestürzt! Revolution!

Ein Süddeutscher Kongress wird in Odessa einberufen aus Vertretern der Bourgeoisie. Die große Mehrheit waren reiche Bauern. Der Arme hatte weder Geld noch Lust für den Kongress; bloß einzelne Proleten kamen aus Neugier, das Tam-Tam sich anzusehen. Da war auch ein studierender Es-Er; der quatschte ohne Maßen viel; doch wollte es ihm nicht gelingen, den Reichen zu beweisen, dass Reichtum ihnen schädlich sei. Auch waren Gutsbesitzer da und deutsche Offiziere, doch diese dienten bloß zur Zierde des Kongresses.

Die Seele des Kongresses war - wie konnte es auch anders sein - die Geistlichkeit. Doch sonderbar - es waren zweier Kirchen Priester; die mordgierfeindlich sich bisher beguckten, die gestern noch einander in die Seele spuckten, die sich um Christenseelen rissen, bisßen wie Karo mit dem Kater - der Pastor und der Pater, wie führten sie in brüderlicher Eintracht hier das große Wort: Da schwirrt es nur so von deutschem Glauben, deutscher Treue, deutschen Sitten, kurz, - deutsches Eigentum als unantastbar Heiligtum und kürzer noch - Schutz vor der Revolution.

„Kerenski ist da! ist in Odessa!“, schallt's plötzlich durch den weiten Saal. Sofort wird eine Delegation beordert, den „Herrn Genossen“ Kerenski fein zu ersuchen, auch den Kongress der Deutschen zu besuchen. Doch Kerenski piff auf die Njemzy, d. h. er fand für sie nicht Zeit, da er doch größeren Massen große Reden schwingen musste vom „Kriege bis zum vollen Siege“. Doch bis zur Antwort von dem Herrn, - ei, ei, was da für Dinge vor sich gingen auf dem Kongress: Im Nu trug jedermann ein rotes Bändlein an der Brust. Da sieht den Dicken mit der goldenen Uhrenkette - im Knopfloch nebenan das rote Streifen. Und der Talar gar mit dem roten Bande - kurios und putzig. „Christlicher Sozialist bin ich“, spricht gleichsam zur Entschuldigung vor seinem Gott und seinem Nächsten ein blutjung, schüchtern Paterlein.

Ich fürchte, ob es nicht ein „roter“ Priester heute ist.

III
Zwei Namen rangen um das Vorrecht, um die Führerschaft des Werktagsvolks: der monatelang popularisierte, leere, nach rechts und links hin blickende Kometenname



„Lenin-Oktober führe uns: Führ uns den neuen Weg, den Weg zum neuen Leben.“

Kerenski, - die schmäbliche Karikatur der Revolution; ihm machte strittig das Proletenführerrecht der bisher vor uns streng verhüllte, zündende planetenhafte Name Lenin. Kerenski schwand und ward Hampelmann der Bourgeoisie. In uns wuchs Lenin immer mächtiger zur Losung und zur Kampfeswaffe.

Im Januar war es 1918. „Auf in den Kampf! Schlagt nieder die Bolschewiki!“, ruft, noch zum letzten Mal sich aufrichtend, die Bourgeoisie. Und bald stehn Herrensöhnchen, Junker der Armee, unter blanker Waffe, frech prahlend „mit dem letzten Tropfen Blut“ den Bolschewismus zu bekämpfen, auszurotten. Das Blut erwies sich bald als Wasser.

Nacht ist's. Es strömt zuhauf des Dorfes beste Armut, ein Häuflein von kaum fünfzig Mann, zum ersten, zum Entscheidungssturm bewaffnet nebst drei alten Jagdgewehren, mit verschiedenem Hausgerät, mit allem, was nur tauglich ist, der Junker Mut zu dämpfen.

- Pardon! klein legt ihr, Herrchen, bei.

Die Internationale sang man nicht, man sah sie - Russen, Juden, Deutsche, Ukrainer; was gestern leise noch Parole war, heut schallte es als laute Losung: „Lenin - Bolschewismus“; die Rote Fahne war die rote Tat, war unsere revolutionäre Handlung.

Der Armen ist der Sieg. Man wählt sofort noch in der Nacht den Revolutions-Sowjet. Wie wählt man ihn? Kein Mensch weiß die Struktur, kein Mensch kennt das Programm. Ach, Kleinigkeit: Man wählt da den „Sowjet der Arbeiter und Bauern und Soldaten („Bolschewiki“)“. „Sowjet“ - „Bolschewiki“. Ei, wie war dieser Gruß in eins von Sowjet und Partei doch damals so gelungen, so richtig und so arbeitsfähig! Bedurfte es da einer speziellen Zelle, zum Kampf uns anzufeuern, zur Arbeit anzuspornen?

Der Sowjet ist gewählt. Der Zellen-Sowjet ist international: Nebst Deutschen wirken in ihm Ukrainer, Russen, die hier im Orte dienen, sowie Juden, die gewerblich hier hantieren.

- Genossen, stellen wir die Wacht nun auf, die übrigen begeben sich zur Ruhe. Früh morgens seid ihr alle wieder hier. Den Arbeitsplan, den stellen wir dann auf.

Nun wer steht Wache? - Bah! Kraschewski, du? Du bist doch krank, blutspeiend hustest du. Genossen, können wir das dulden?

- Ich! Ich! klingt es von allen Seiten, ich bin nicht müde, ich will wachen. Es ist der schwindelkranke Jude, Kraschewski ist es, der darauf beharrt, die erste, schwere Nacht den Sowjet zu bewachen, den ersten, unseren Sieg der Revolution.

Todmüde kamen morgens wir zu Hause an. Kaum eine Stunde schlafen wir, am Boden wahllos hingestreckt. Wie schliefen wir: Faust unterm Kopf, des Jakob Kopf auf Fritzens Bauch, Tkatschenkos Füße an den Schultern Johans, Platzkowski - Schuljunge noch - liegt der dort auf der harten Bank nicht weicher als noch gestern Nacht auf der Matratze? Genosse Geiger schläft am Tisch sitzend. Und sieht Popow: Dort steht er mit dem Rücken an die Wand gelehnt; gestützt auf seine Flinte - schnarcht er gar. Wie fällt er nicht? Komm, Maler, suche nicht nach besserem Stoff für deine Leinwand.

Hart war der Kampf, oktoberhart. Fest war der Armen Mut, oktoberfest. Der Arme kostet Oktoberspeise, sie mundet ihm. Er roch Oktoberluft, sie stärkte ihn.

Ach, wie riecht, wie klingt doch der Oktober schön in seinem Siegeslauf. Ost, West, Süd, Nord. Wie lauscht ihr ihm, wie scharf ihr euch um Lenins Fahne, wie seid ihr froh gewillt, den Erdball unter dieser Fahne zu erringen.

Lenin - Oktober, führe uns: Führ uns den neuen Weg, den Weg zum neuen Leben.

Du führst uns. Du, nur du, bringst uns zum Sozialismus.

Georg LUFT
Bild: poistine.org

Zur Person: Der Lyriker, Erzähler, Publizist, Nachdichter, Redakteur und Parteifunktionär Georg LUFT (Pseudonyme: Georg Flut, Graubart) wurde am 26. März 1882 in der Ansiedlung Kijabak (Krim) als Sohn eines Nachtwächters geboren. Er wuchs in bescheidenen Verhältnissen auf und musste sich schon in der Kindheit als Knecht verdienen. Dank seiner Begabung konnte er im Winter jedoch die Zentralschule besuchen und diese erfolgreich abschließen. Bis 1917 lebte er in der Südukraine (Prischiber

Wolost), wo er als Lehrer der Zentralschule tätig war. Im gleichen Jahr wurde er Mitglied der Bolschewistischen Partei, schloss sich der revolutionären Bewegung an und beteiligte sich als „roter Kommissar“ aktiv am Aufbau des Sozialismus in der Ukraine.

Vor der Revolution war er bekannt als Übersetzer der Fabeln von Krylow in die deutsche Sprache. Seine Übertragungen wurden in die Lehrbücher der Schulen aufgenommen. Von 1926 an arbeitete Luft in Moskau in der deutschsprachigen Presse und im

Zentralverlag. Er redigierte die deutschen Periodika „Die Arbeit“ und das Organ der deutschen Sektion beim Zentralkomitee der Partei „Unsere Bauernzeitung“, ab 1927 war er Redakteur im Zentralverlag der Völker der Sowjetunion. Er organisierte Zirkel für deutsche Literaten, zu denen später bekannte Schriftsteller gehörten wie David Schellenberg, Gerhard Sawatzky, Jakob Friesen, Kornelius Martens. Luft übersetzte Werke von Wladimir Majakowski, Nikolaj Asejew, Sergej Jessenin und anderer russischen Literaten

ins Deutsche. Seine Werke sind in der deutschsprachigen Presse veröffentlicht, so in: „DZZ“, „Die Saat“, „Jungsturm“, „Hammer und Pflug“, „Neuland“, „Sturmschritt“, außerdem im Sammelband „Rote Knospen“, Sammlung I Deutscher Revolutionärer Poesie in der Sowjetunion, Moskau, Zentral-Völker-Verlag 1928, und in der Chrestomathie „Dem Morgenrot entgegen“, 1929.

1923 fand in der Öffentlichkeit sein 50. Geburtstag große Beachtung, der mit dem 25. Jahrestag des Beginns seiner literarischen und

dem 30. Jahrestag seiner pädagogischen Tätigkeit zusammenfiel. 1930 kehrte er nach Charkow zurück, wo er an der Literaturzeitschrift „Sturmschritt“ mitarbeitete. Wie im Leben, so in seinem Wirken und seinen Werken war er ein überzeugter Kommunist, der den Wandel im Umdenken bei seinen Landsleuten auf Biegen und Brechen herbeiführen wollte. Die Realität hat ihn aber selbst gestraft und gebrochen. 1934 fand Luft sich aus nicht geklärten Gründen in Sibirien wieder, wo er 1937 starb. Die letzten Jahre seines Lebens liegen im Dunkeln.

Zusammenfassung von Erna BERG

LITERATUR

In und mit der Literatur

Der Publizist und Essayist Eugen WARKENTIN wurde am 7. März 1937 in Saporoshje in der Ukraine geboren. Seine Heimat kannte er nur flüchtig, da die Familie 1941 unter die Okkupation geriet und nach Polen gebracht wurde. Die Jahre im Warthegau erlebte er als Kind, aber einige Momente aus dieser Zeit verfolgten ihn sein Leben lang. 1945 wurde die Familie Warkentin nach Kasachstan deportiert. Hier ging er auf die Schule, studierte an der Pädagogischen Hochschule in Petropawlowsk, die er 1963 absolvierte. Anschließend unterrichtete er zehn Jahre in einer Schule und begann seine journalistische Laufbahn.

Eugen Warkentin schrieb viel über Lehrer und die Probleme des deutschsprachigen Unterrichts in der Sowjetunion. Mitte der 1960er Jahre war er Mitarbeiter einer Lokalzeitung, danach schrieb er zehn Jahre für die neu gegründete deutschsprachige „Freundschaft“ (Zelinograd, Kasachstan), zuletzt als Leiter des Kulturressorts. „Es war unheimlich kompliziert, ohne Fachleute eine deutsche Zeitung in Kasachstan aus dem Boden zu stampfen. Unsere Mitarbeiter waren hauptsächlich Lehrer von Beruf, die schon an der Wolga für Zeitungen geschrieben hatten: Alexander Hasselbach, Leo Marx, David Wagner. Oder auch Heinrich Ediger und Johann Schloss, die die Sprache beherrschten, aber keine journalistischen Erfahrungen hatten“, erzählte in einem Interview Eugen Warkentin.

Danach arbeitete er 16 Jahre für das „Neues Leben“ (Moskau) als Eigenkorrespondent in Nordkasachstan und publizierte im Almanach „Phönix“ (Uljanowsk). Eine Zeitlang schrieb er auch für eine deutsche Zeitung in Kanada. Seine Publikationen waren immer sehr aktuell und realistisch. Sein unruhiger Geist trieb ihn durch alle Regionen Russlands und Kasachstans, wo er sich mit Menschen traf, die ihn faszinierten und begeisterten. Aus dieser Begeisterung entstanden seine Reportagen, Statements, Dokumentationen und Porträts. Er versetzte sich in seine Helden und lebte mit ihnen ihr Leben: Auf dem Land als Landwirt, auf der Bühne als Schauspieler und als Ingenieur im Eisenhüttenwerk.

1964 erschien seine erste Erzählung „Ein Wiedersehen“, die vom Schicksal eines verbannten Deutschen handelte. Sein erster Sammelband „Sommerregen. Dokumentargeschichten über namhafte Deutschen“ erschien 1983 im Verlag Kasachstan (deutsche Redaktion), fünf Jahre später kam das Büchlein „Morgenrot über dem Irtytsch“ heraus. Im Sammelband „Der Weg zum Sieg“ (1990) veröffentlichte er seine Erzählung „Im Partisanenwald“ und im Almanach „Heimatliche Weiten“ unter der Redaktion von Hugo Wormsbecher erschienen seine Skizzen „Orenburger Steppen“. In der Perestrojka-Zeit verfasste Warkentin eine Reihe von Skizzen unter dem Titel „Heimatlose“. Er führte in dieser Zeit auch viele ausführliche Interviews mit russlanddeutschen Schriftstellern durch, unter anderem mit Rosa Pflug, Helene Ediger und Dieter Rempel.

Seit 1994 lebte Eugen Warkentin in Dortmund (Deutschland) und veröffentlichte seine Beiträge im „Russlanddeutschen Literaturkalender“ und in den Almanachen des Literaturkreises „Literaturblätter deutscher Autoren aus Russland“. Es entstanden „Literaturgespräche“ mit Nora Pfeffer, Artur Hörmann, Nelly Wacker, Andreas Peters und anderen Literaten.

Mit dem Pastor Edgar Born engagierte sich Warkentin in dessen Projekt „Das russland(s) deutsche Haus“, dabei kamen fast 80 Lesungen und Vorstellungen der russlanddeutschen Literatur zustande. In all den Jahren seines Lebens hat der Lehrer, Journalist und Schriftsteller Eugen Warkentin Beachtliches getan, um das Werk und Leben der russlanddeutschen Autoren in Russland und Deutschland bekannt zu machen und bei den einheimischen Deutschen um Verständnis für die Neubürger zu werben. Er verstarb nach schwerem Leiden am 5. November 2010 in Dortmund.

„Wie herrlich sind doch diese Vogelschreie!“



Der Himmel im Osten färbte sich gerade zart rot, doch Peter Brauns „Shiguli“ rollte bereits auf einer mit Schlaglöchern übersäten Wiesenstraße zum Liman. Peter und ich eilten zum dortigen „Morgenappell“ der gefiederten Bevölkerung. Als wir endlich an Ort und Stelle angelangt waren, zeichnete die aufgehende Sonne einen grellen Streifen an den Horizont. Wir hielten auf einer Anhöhe, von der sich uns der ganze schilffreie See - etliche Hektar groß - wie auf einer Handfläche darbot.

„Schauen Sie nur, wie viele Schwäne!“, rief mein Begleiter. Er bot mir seinen Feldstecher an. Doch auch mit bloßem Auge konnte ich die stolzen und schönen weißen Vögel gut sehen. Einer von ihnen breitete plötzlich die Schwingen aus, schlug mehrmals gegen die Wasseroberfläche, hob sich schwerfällig in die Luft und ging nach wenigen Augenblicken am anderen Ende des Gewässers nieder. Flinker Enten schwirrten „kettenweise“ pfeifend dahin, um nach einer Runde wieder zu wässern. „U-u-p, u-u-p!“, meldete sich dumpf und geheimnisvoll die Rohrdommel. Als wir dicht am Wasser waren, stiegen ganze Scharen von Möwen in die Luft und begannen mit furchtbarem Gekreisch über unseren Köpfen zu kreisen.

Peter klärte mich auf: „Sie sind um ihre Niststellen besorgt.“

Und er fügte, sich gleichsam an die Vögel wendend, hinzu: „Dummchen, ihr braucht doch keine Angst zu haben. Wir tun euch nichts.“

Peter Braun hat allen Grund, sich über das Vogelparadies zu freuen. Vor einigen Jahren war der Liman völlig ausgetrocknet. Dass sich hier erneut eine Wasserfläche ausbreitet und die Tierwelt erfreut, ist einzig und allein seiner Initiative zu verdanken. Peter, zu jener Zeit staatlicher Fischschutzinspektor, konnte dem Sterben des Limans nicht teilnahmslos zusehen. Er überzeugte die Leitung der Sowchose „Kopinski“ von der Notwendigkeit, den Liman durch einen Stau-

damm abzuriegeln. Für eine Planierarbeit war ein paar Tagen! Dafür kommen jetzt aber jedes Jahr zahlreiche Wildgänse, Enten und Schwäne zum Nisten hierher, von dem kleineren Federvolk ganz zu schweigen. Auch Fische hat Braun hier ausgesetzt. Und noch in diesem Sommer will er die Bismartrate ansiedeln.

Die Jagdwirtschaft, in der Peter Braun als Hegemeister arbeitet, befindet sich im Südosten des Gebiets Aktjubinsk, am Oberlauf der Or, eines Nebenflusses des Urals. Die Or ist hier keineswegs breit, sondern erinnert eher an eine Kette, auf die kleinere und größere Perlen aufgereiht sind. In der Niederung erstrecken sich Wiesen, die bei Hochwasser überflutet werden. Sie sind mit üppigem Gras bewachsen. Eine richtige Oase! Etwas weiter zieht sich beiderseits die endlose trockene Steppe dahin. Die hiesige Tier- und Pflanzenwelt ist nicht sonderlich reich, deshalb gilt es, die Oase besonders sorgsam zu hüten.

Zu dieser Überzeugung gelangte Peter Braun bereits in seiner Jugend, als er das Kolchosvieh weidete. Von Natur wissbegierig erforschte er schon damals die Tierwelt seiner engeren Heimat. Hin und wieder musste er mit eigenen Augen sehen, wie schonungslos, ja räuberisch manch einer mit den Gaben der Natur umging. Wie dagegen kämpfen? Seine Besorgnis teilte er einer Zentralzeitung mit. Bald darauf wurde er nach Aktjubinsk bestellt. Erst dort erfuhr der Hirtenjunge, dass es eine Jäger- und Anglergesellschaft gibt.

Im Kabinett empfing ihn ein hochgewachsener Mann, der ihn unfreundlich anbellte: „Na, Kritzler, was quatschst du da?“

Der Junge, der zum ersten Mal in seinem Leben in einem Kabinett stand, erschrak sehr und konnte nicht gleich antworten.

„Hast die ganze Welt angehen und jetzt schweigst?“

„Ich habe in meinem Leben nie gelogen“, sagte Peter, er hob den Kopf und schaute den Mann ernst an. Er konnte es

nicht begreifen, warum dieser Mensch, der die Natur verteidigen muss, ihm nicht glaubt. Und Peter begann begeistert zu erzählen - von der Or, von den Vögeln und Tieren, die man unbedingt unter Schutz nehmen muss.

Nach und nach wurde das Gesicht des Gesprächspartners freundlicher. Als Peter sich schon verabschieden wollte, sagte der zu ihm: „Weißt du was, wir ernennen dich zum ehrenamtlichen Inspektor. Einverstanden?“

Peter zuckte mit den Achseln. Das war 1950.

Im weiten Umkreis kennt Jung und Alt Peter Braun inzwischen als einen selbstlosen Naturschützer. Stets findet er Zeit und Muße zu einem Kontrollgang am Fluss und zu umfangreicher Aufklärungsarbeit unter seinen Landsleuten. Anfang der 1970er Jahre übernahm er als staatlicher Fischschutzinspektor den hauptamtlichen Naturschutz. Nun kann man ihm zu jeder Tages- und Jahreszeit dort begegnen, wo man ihn am wenigsten vermutet.

An dieser Stelle sei gesagt: Der Naturschutz ist keine leichte Sache. Oft auch nicht ungefährlich. Da braucht man Beharrlichkeit und Mut. Wiederholt ging Peter Braun bei Auseinandersetzungen mit mehreren Wilderern als Sieger hervor. Kein einziges Mal zog er den Kürzen, wenn es darum ging, dem Gesetz und der Natur zu ihrem Recht zu verhelfen.

Heute kann er sich bereits auf zahlreiche ehrenamtliche Helfer stützen, die zusammen mit ihm über die Natur wachen, Peters beste Helfer sind seine fünf Söhne. Von Kindesbeinen an begleiten sie den Vater bei dessen Kontrollgängen. Von ihm haben sie die Kunst gelernt, durch Beobachtung der Natur ihre Geheimnisse zu entlocken. Einer der Söhne, ebenfalls ein Peter, arbeitet an der Seite des Vaters als Heger.

Besonders viele Sorgen haben die Hegers jedes Frühjahr, sobald die Saiga-Antilopen vom Süden herziehen. Dieses Mal erreichte die Lammzeit die Tiere in einer hügeligen Gegend

unweit der Jagdwirtschaft. Peter ist bereits mehrmals zu ihnen hinausgefahren, um nach dem Rechten zu sehen.

„Die Natur hat es sehr interessant eingerichtet“, erzählt er, während er den Wagen geschickt an der Or entlang lenkt. „Sobald die Lammzeit beginnt, sammeln sich die Weibchen zu großen Herden, mitunter zählt eine solche Herde mehrere tausend Tiere. Die gehörnten Saiga-Böcke verlassen die Herde, bei der nur ein paar ‚Wächter‘ bleiben. Fast jedes Weibchen wirft zwei Lämmer. Sobald sie erstarkt sind, setzt die Herde ihre Wanderung nach dem Norden fort. Und da heißt es für uns besonders scharf aufzupassen, denn leider finden sich immer noch Leute, die es auf schutzlose Tiere abgesehen haben.“

Peter Braun und sein Sohn betreuen ein riesiges Reich - 170 000 Hektar. Morgens brechen sie gewöhnlich in verschiedene Richtungen auf. Abends geht es wieder auf Kontrollgang. Oft kehren sie erst in der Nacht heim.

Hier, an der Or, kennt Peter jeden Steg, jeden Strauch, selbstverständlich auch die meisten Menschen. Er weiß genau, wo die einzelnen Vogelarten nisten und wo verschiedene Fische leben. Und seinen Tiergeschichten könnte man tagelang lauschen.

Plötzlich biegt Peter jäh von der Landstraße ab und fährt querfeldein auf das alte, ausgetrocknete Flussbett zu, einer deutlichen Wagenspur nach. Bald gewahren wir einen hellblauen „Moskwitsch“. Wir nähern uns rasch dem Wagen, doch sein Fahrer hat uns schon bemerkt. Er startet und jagt in Windeseile davon. Peter hupt, gibt Lichtzeichen, fordert den Fahrer unmissverständlich zum Halten auf. Doch dieser gibt nur Gas. Ich muss mich im „Shiguli“ festhalten, denn nun rast auch Peter, und sein Wagen erweist sich als der stärkste: Wir überholen den „Moskwitsch“ und bleiben vor dessen Nase stehen. Ein älterer Mann steigt aus.

„Aha, ein alter Bekannter!“, stellt Braun fest.

Der Mann zischt nur böse und murmelt dann: „Diesmal hast du gewonnen.“

Im Gepäckraum finden wir ein Netz und in einem Sack Fische: Hechte, Schleie, Karuschen. Der Wilderer wird zur Strafe einen schönen Batzen Geld zahlen müssen.

Als wir wieder über die Straße rollen, frage ich: „Hatten Sie keine Angst, Peter Heinrichowitsch, dass er Ihren Wagen in Klump fährt?“

Peter schweigt eine Weile, dann sagt er: „Ihn durfte ich auf keinen Fall entwischen lassen. Er ist ein eingefleischter Wilddieb. Dem jage ich schon lange nach.“

Als ich mich von Peter Braun verabschiedete, fielen mir seine Worte vom „Morgenappell“ wieder ein: „Wie herrlich sind doch diese Vogelschreie!“

Eugen WARKENTIN
Bild: givnost.ru

Vorbereitet von Erna BERG

Anthologie „Wo lebt das Glück?“

„Eine Welt wird gerettet, indem man sie erzählt“, resümiert Gerhard Brack, Mitarbeiter beim Bayerischen Rundfunk in München und einer der Autoren der kürzlich im Alexander Jochim Vela-Verlag herausgegebenen Anthologie in seiner Kurzerzählung „Besuch bei den Eltern“. In dieser, mit dem Fragesatz „Wo lebt das Glück?“ betitelten Anthologie reflektieren zehn Autorinnen und Autoren ihr Leben in der Vergangenheit und Gegenwart, indem sie darüber schreiben, was ihnen auf dem Herzen liegt und worüber sie nicht schweigen können. Nachstehend äußert Rose STEINMARK aus Münster ihre Gedanken zum Inhalt der Anthologie.

Die meisten der in der Anthologie vertretenen AutorInnen kennen sich aus dem Projekt „Lesungen russlanddeutscher Autoren in Bayern“, das vom Bayerischen Staatsministerium für Familie, Arbeit und Soziales mit Unterstützung des Hauses des Ostens gefördert wird.

Was sich anfangs vielleicht als Experiment anfühlte, führte unmerklich zu einem fruchtbaren Ergebnis. Die Teilnehmer der Lesungen „lehrten sich einander zuzuhören, zu verstehen und zu schätzen sowie gegenseitig zu bereichern“, stellen im Vorwort zu der Anthologie die Herausgeberin Maria Schefner, Vorsitzende der Ortsgruppe München der Landsmannschaft der Deutschen aus Russland, und der Autor Gerhard Brack mit Zufriedenheit fest.

Pandemiebedingt finden die literarischen Treffen gegenwärtig jedoch seltener statt, daher kam das Autorenteam auf die Idee, den Literaturfreunden ein Lesebuch mit auserwählten Texten vorzulegen und ihnen damit einen Blick auf das Schaffen einiger, ihnen bereits bekannter Autoren zu verschaffen.

Bildkräftige, lebendige und zeitnahe Gedichte, Kurzerzählungen und Erinnerungstreifen offenbaren die innere Welt der in das Buch aufgenommenen AutorInnen, die auf der Suche nach Antworten auf die

Fragen Wo? Warum? Wann? sind und ihren Gedanken zu den unterschiedlichsten Themen freien Lauf lassen. Somit entstand eine lesenswerte Lektüre, die summa summarum eine riesige Leinwand darbietet, auf der sich geografische Orte, seelische Wandlungen und persönliche Sorgen präsentieren.

Wie lauten diese Namen der Orte, an denen wir uns zu Hause fühlen? Womit verbinden wir diesen fernen oder nahen Ort unserer Sehnsüchte, Wünsche und Träume?

Wehmütig blickt die in Nowokusnezk geborene und heute in München lebende Dichterin Lilia Antipow vom Haus des Deutschen Ostens an diesen Ort zurück: „in meiner Heimat ist der schnee schwarz, / und die bäume riechen nach tod. / In den menschenadern fließt dunkles blut. / wir tunken darin unsere federn / und schreiben: leben.“

Sonja Janke, die seit 1990 in Deutschland lebt, fragt sich verzweifelt: „Wo ist meine Heimat? In Russland habe ich geglaubt: Das ist Deutschland. In Deutschland sehne ich mich sehr nach Russland.“

Betrübtheit empfindet auch Maria Schefner, wenn sie zurückdenkt: „So verwandeln wir unsere Tränen in goldene Worte, Worte fliegen dahin, segnen die uns entschwendenden Orte, lassen Nächste und Frem-



Rose Steinmark.

de sich einmal auf etwas besinnen, was verronnen für uns und nie wieder zurück zu gewinnen.“

Die gebürtige Iranerin Parastou Rahimi, die 1994 nach Deutschland kam, bemüht sich, ihre Gefühle diesem Ort gegenüber aufzuschlüsseln: „Wie kann man Heimweh ermesen? / Wenn die Narzissen in meinem Garten nach / Meiner Mutter riechen / Und die Schwalben von der Wanderung / Müde werden.“ Jeder von uns bewahrt in seinem Herzen diesen kleinen Ort, wo er sich richtig wohl und geborgen fühlt und den er gerne als Heimat definiert. Und je weiter wir von diesem Ort entfernt sind, desto schmerzlicher sind unsere Erinnerungen.

Die Dichterin und Übersetzerin Elisabeth Zacharias hat anscheinend für ihr Heimatgefühl eine pragmatische Lösung gefunden, denn ihr ist „neu bewusst“: „Osten, Westen, Süden, Norden, / Wo immer auch auf dieser Erde / Ist zur Heimat mir geworden, / Wo ich einst begraben werde.“ Mag sein, dass sie damit auf dem richtigen Weg ist.

Die sichtbare und unsichtbare Realität unserer Existenz besteht aus vielen fröhlichen und traurigen

Momenten, die sich tief in unserer Seele verwurzeln und lebenslang unsere Gefühle beeinflussen. Was treibt uns dazu, plötzlich dem Computerbildschirm unser Herz auszuschütten und die in den Adern pochenden Worte mit klein- oder großgeschriebenen Buchstaben der Tastatur zu entnehmen? Dafür gibt es allzu viele bewegende Gründe und Anlässe, die vielleicht noch in unserer frühen Kindheit keimten, deren nackter Gegebenheit wir uns aber erst im erwachsenen Leben bewusst stellen.

Die Autorin Sabina Roß, erschüttert vom Tod ihrer Freundin, nimmt zum letzten Mal von ihr Abschied, verspürt aber zum ersten Mal „Schock und Trauer“, die sie dabei erfassten, und nimmt plötzlich wahr, dass im Leben Dinge passieren, vor denen man nicht flüchten kann.

Ingeborg Höverkamp ruft ihre Erinnerung an ein Treffen mit dem kirgisischen Schriftsteller Tschingis Aitmatow zurück und erzählt, wie sie während der Vorlesung „von dem Rhythmus seiner dunklen Stimme“ so fasziniert war, dass sie sich „veranlasst fühlte, ihn und sein Werk vorzustellen“.

Die russisch schreibenden Autoren Boris Zamyatin und Issai Spitzer treten in der Anthologie mit deutschen Übersetzungen ihrer Werke auf, die ihre eigenen Vorstellungen von Liebe, das flüchtige, launenhafte Glück und die Philosophie des Lebens interpretieren. Auch wenn man nicht in den russischen Text eingeweiht ist, fallen einem auf den ersten Blick die Ausdrucksweise und Handschrift der Autoren auf, weil wir es hier mit fließenden, meisterhaft geschaffenen Übersetzungen zu tun haben

und den Atem des Originals wie die feinsinnige Ironie eines russisch Denkenden spüren.

Bekanntlich wird unser Leben tiefer und lebendiger, wenn wir in einem Text das aussprechen können, was wir manchmal vor uns selbst tief in unserer Seele verbergen. Den Autoren der Anthologie ist es gelungen, dieses Ziel zu erreichen und ihre persönliche Wahrnehmung des Lebens zum Ausdruck zu bringen. Und was das Glück und die Frage, wo es lebt, betrifft, so kann man es überall finden, auch in vielen Texten der Anthologie. In der griechischen Philosophie bezeichnet man das Glück als „Zustand gleichmäßiger unerschütterlicher Ruhe“, wobei Sonja Janke in ihrem Gedicht „Ganz von Vorne“ (Zyklus Seelensplitter, deutsch Eva Rönnau) diese Sentenz mit Vorbehalt genießt und sich lieber im Konjunktiv äußert: „Wenn man ahnte, wenn man wüsste: / Dies ist wichtig, das nicht sehr, / Schluckte man ja, was man müsste, / Käme Glück dann hinterher.“

„Viele harren darauf, die richtige Gewinnkombination zu kennen und den Jackpot zu knacken, um endlich glücklich zu werden“, lesen wir in der Kurzgeschichte „Jackpot“ von Gerhard Brack; ob man aber mit dem Gewinn dann tatsächlich Glück hat, ist zu bezweifeln.

Sicher aber ist, dass das Autorenteam der Anthologie „Wo lebt das Glück?“ sich tatsächlich glücklich schätzen kann, „die richtige Zahlenkombination geknackt zu haben“ und ein Buch herausgebracht zu haben, das nicht nur mit spannenden Texten gefüllt ist, sondern auch seinen Lesern Glücksmomente bereiten wird.

Foto: rusdeutsch.eu

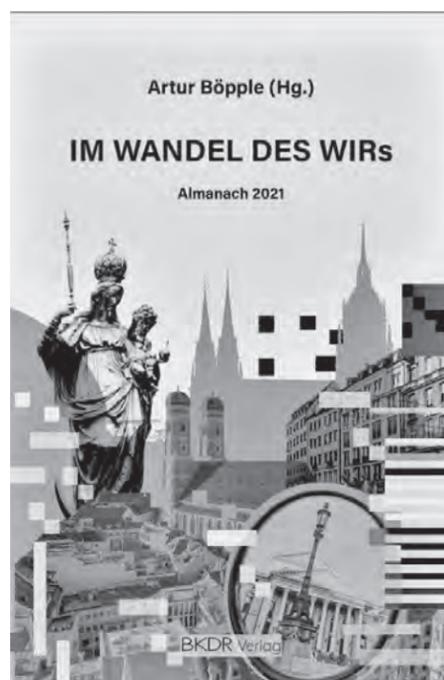
„Im Wandel des WIRs“ – Almanach 2021 erschienen

In den 1990er Jahren kamen mehrere russlanddeutsche Autoren nach Deutschland, manche von ihnen hatten bereits jahrzehntelange literarische Erfahrung.

Über Kulturtagungen der Landsmannschaft hat man versucht, die zugewanderten Literaten zusammenzuführen. 1995 gründeten 14 russlanddeutsche Autoren aus der ehemaligen Sowjetunion den Literaturkreis der Deutschen aus Russland e. V., der bis 2012 von Agnes Gossen geleitet wurde (Artur Böpple, der heutige Vorsitzende). 2014 wurde das Engagement des Literaturkreises im Bereich der literarischen Vermittlung russlanddeutscher Kultur und Erfahrung mit dem Förderpreis des Russlanddeutschen Kulturpreises des Landes Baden-Württemberg gewürdigt.

Bereits 1996 erschien der erste Literaturalmanach „Wir selbst. Russlanddeutsche Literaturblätter“, herausgegeben von dem Kulturrat und dem Autorenkreis der Landsmannschaft der Deutschen aus Russland. Ihm folgten 1997 und 1998 weitere Almanache mit dem gleichen Titel (Hg. Landsmannschaft und Autorenkreis). Der Begriff „WIR SELBST“, in Anlehnung an den Romantitel von Gerhard Sawatzky, steht hier als Metapher für die Wiedererlangung der sprachlichen Identität. Bereits 1968 war im Moskauer Verlag Progress der Sammelband sowjetdeutscher Prosa „Wir selbst“ erschienen – mit einem Auszug aus Sawatzkys Roman, der dem Sammelband den Namen gab, aber auch symbolisch für ein noch zu erlangendes Selbstbewusstsein deutschschreibender Autoren stand.

Der gleiche Ansatz galt Mitte der 1990er Jahre auch für die ersten Literaturalmanache der Deutschen aus Russland in Deutschland. In den vergangenen 15 Jahren ist eine ganze Reihe von „Literaturblättern der Deutschen aus Russland“ erschienen, seit 2013 unter der



Herausgeberschaft von Artur Böpple (Mitherausgeber sind der Literaturkreis der Deutschen aus Russland, die letzten drei Jahre in Kooperation mit dem Bayerischen Kulturzentrum der Deutschen aus Russland).

Im Dezember 2021 ist nun im BKDR Verlag 2021 unter dem Titel „Im Wandel des WIRs“ der Literaturalmanach 2021 – Literaturblätter der Deutschen aus Russland, erschienen. Der Sammelband wurde von Artur Böpple und dem Literaturkreis der Deutschen aus Russland e. V. in Kooperation mit dem Bayerischen Kulturzentrum der Deutschen aus Russland (BKDR) herausgegeben.

Traditionell enthält das Jahrbuch nicht nur Beiträge von Autoren mit russlanddeutschem Hintergrund. „Wir sind durchaus gewillt, über den eigenen Tellerrand hinauszublicken und möchten eine Chance zum literarischen Dialog nutzen, dank unterschiedlicher Perspektiven auf bestimmte Ereignisse, Traditionen und historische Sachverhalte voneinander lernen und über Themen reflektieren, die uns alle angehen. Dies ist umso wichtiger vor dem Hintergrund einer sich rasant verändernden Welt, die gewisse Anpassungserwartungen an und Herausforderungen für uns alle sowie beinahe täglich einen kaleidoskopartigen Wandel des Begriffs WIR mit sich bringt“, schreibt der Herausgeber in Editorial und erklärt damit weitgehend den Titel.

Als Ansatz dafür dient unter anderem die Feststellung mancher Historiker, dass „das Leben und die Kultur der Sowjetdeutschen in der Zeit zwischen dem Zweiten Weltkrieg und der Auflösung der UdSSR bisher nicht ausreichend erforscht“ sei, wobei das für das Selbstverständnis der Russlanddeutschen hierzulande unentbehrlich wäre. „Vor diesem Hintergrund haben Berichte, wie zum Beispiel solche, die die Kindheit oder das Alltagsleben in der Sowjetunion bzw. in Russland thematisieren, offenkundig ihren eigenen historischen Wert, auch wenn Historiker hauptsächlich amtlich verfasste Quellen bei ihrer Arbeit präferieren. Ohne authentische Zeitzeugen- und Reiseberichte, ohne Interviews, selbst wenn sie lückenhaft sind, wäre die Erforschung der Kulturgeschichte mancher Ethnien und Minderheiten sehr mühsam bis gänzlich unmöglich“, so Artur Böpple.

Und so reflektieren die Autoren – quer durch alle Generationen – in ihren literarischen Darstellungen, Prosa und Lyrik, den „Wandel des WIRs“ innerhalb von Jahrzehnten. Dabei sind es Eindrücke, Erlebnisse und Erfahrun-

gen sowohl aus den Herkunftsländern (aus der Zeit der Sowjetunion und danach) als auch dem HIER und HEUTE – verfasst von zugewanderten und hier geborenen Deutschen. So entsteht ein literarischer Dialog, man kommt ins Gespräch und man wird Gespräch.

Bei „Prosa“ sind bekannte (schon mit einigen Buchveröffentlichungen) und weniger bekannte Namen – Autoren mit russlanddeutschen Wurzeln und Einheimische – vertreten. Auch unter „Lyrik“ haben sich Stimmen versammelt, die dem gleichen Pfad folgen und zum Dialog, Nachdenken und Umdenken anregen. Die „Essays, Erinnerungen und Reiseberichte“ stellen ebenfalls ein Wandern durch Generationen, Länder und Erfahrungen dar – im ständigen Wandel der Zeit und des WIRs.

Genauso aufschlussreich ist der Teil „Literaturhistorische Essays und Rezensionen“. Die bundesdeutsche Literaturwissenschaftlerin Annelore Engel-Braunschmidt (Hamburg) vertieft sich in ihrem Beitrag „Im Haiku zuhause“ in die Lyrik von Lia Frank. Zum 100. Geburtstag der Dichterin hat sie die Edition „Das himmlische Kreuz“ (ostbooks Verlag, Herford 2021) mit Erzählungen von Lia Frank herausgegeben. Die Moskauer Literaturwissenschaftlerin Elena Seifert beschäftigt sich mit der „Methodik der Erforschung der russlanddeutschen Literatur“.

Abgerundet wird der Sammelband durch Buchrezensionen, biografische Notizen, Präsentationen von Neuerscheinungen und künstlerische Impressionen (Grafik/Malerei/Foto). Wie schon mehrfach vorher stellen auch die Literaturblätter 2021 eine ausgewogene und vielfältige Mischung dar, die literarisch genauso facettenreich ist, wie das WIR es nur sein kann.

Nach „Volk auf dem Weg“
Bild: lehmanns.de

Vorbereitet von Erna BERG

Museum für russlanddeutsche Kulturgeschichte feiert 25-jähriges Jubiläum

Anlässlich des 25-jährigen Jubiläums des Museums für russlanddeutsche Kulturgeschichte haben 25 Personen per Video Grußworte und Glückwünsche übermittelt. Das Museum in Detmold bildet die zentrale Institution für die Auseinandersetzung mit historischen Hintergründen und kulturellen Besonderheiten der Deutschen aus Russland. Es möchte einen gesellschaftlichen Diskurs über Heimat und Fremde, Zugehörigkeit und Ausgrenzung, Migration und Partizipation führen.

Als bundesweit erste und einzige Einrichtung stellt sich das Museum seit nunmehr 25 Jahren dieser Aufgabe. Dieses nahm das Museum nun zum Anlass gemeinsam mit Wegbegleitern zurück und nach vorn zu schauen.

GRUSSWORTE

Armin Laschet, Ministerpräsident NRW a.D., gratulierte dem Museum und führte aus: „Sie alle haben ihren Anteil an diesem wichtigen, historischen Ort. Geschichte zugänglich und verständlich zu machen, das ist kein leichtes Unterfangen. Doch es gelingt, wenn wir Menschen bereit sind uns auf Geschichte und auf Geschichten einzulassen, ohne Vorurteile, aber auch ohne Scheu.“ Weiter beschreibt er: „Die Geschichte der Deutschen in Russland reicht über Jahrhunderte. Über viele Generationen haben Deutsche dieses großartige Land geprägt und mitgestaltet - politisch, kulturell, wirtschaftlich.“ Russland und Deutschland verbinde mehr, als uns manchmal bewusst sei, schlussfolgert Laschet. Angesichts der Herausforderungen, die zwischen unseren Nationen heute unübersehbar bestünden, sei diese historische Gemeinsamkeit von unschätzbarem Wert.

Auch Isabel Pfeiffer-Poensgen, Ministerin für Kultur und Wissenschaft NRW, übermittelte ihre Glückwünsche. Darin bekräftigt sie, dass das Museum Brücken baue, um die heutige Gesellschaft besser zu verstehen und das Verständnis füreinander zu stärken. „Gerne unterstützt das Land Nordrhein-Westfalen das vielseitige und

ambitionierte Programm des Museums für russlanddeutsche Kulturgeschichte. Nach mehrjähriger Förderung einzelner Projekte erhält das Museum ab diesem Jahr mit 200 000 Euro jährlich eine aufgewertete Förderung seiner Tätigkeit.“

Maria Bering, Ministerialdirektorin bei der Beauftragten der Bundesregierung für Kultur und Medien lobte ebenfalls die Arbeit des Museums, das eine beeindruckende Erfolgsgeschichte vorzuweisen habe: „Nicht nur weil es seine Besuchszahlen verdoppeln konnte, sondern weil es mit zukunftsweisender Museumspädagogik lange vor der Pandemie experimentelle digitale Konzepte ausgelotet hat.“

Auch Stephan Prinz zur Lippe, Christian Haase, MdB CDU, Prof. Dr. Bernd Fabritius, Beauftragter der Bundesregierung für Aussiedlerfragen und nationale Minderheiten, und andere meldeten sich in kurzen Video-Ansprachen zu Wort.

25 JAHRE RÜCKBLICK

„Wer keine Geschichte hat, hat keine Zukunft.“ Diese Erkenntnis war lebensleitend für Otto Hertel. Als Gymnasiallehrer und Teil einer Elterninitiative, die die Gründung einer christlichen Privatschule in Lippe beabsichtigte, war er beauftragt, die nötigen Gespräche mit den Behörden und gesellschaftlichen Verantwortungsträgern zu führen. In diesen Gesprächen stieß er auf viel Unwissen, wer die Russlanddeutschen eigentlich seien, wo sie herkommen und wie sie in Deutschland leben wollen. Auch unter den Russlanddeutschen selbst fehlte Wissen über die eigene Herkunft und Identität. Daraufhin ließ Hertel Infotafeln erstellen, die gemeinsam mit Exponaten und Kunstobjekten von Jakob Wedel aufklären sollten und bald zum ersten Dauerinventar des frühen Museums wurden. Somit wurde Otto Hertel zum Initiator und Gründer des Museums für russlanddeutsche Kulturgeschichte.

Was zunächst als eine kleine Sammlung von Plakaten und Objekten begann, die in einem Raum des Detmolder Schulgeländes der August-Hermann-Francke-Schule ausgestellt wurden, bekam 2011, als ein neues Schulgebäude errichtet wurde,



neue und großzügige Räumlichkeiten. Die Historikerin Dr. Katharina Neufeld, ehemalige und erste Direktorin des Museums, beteiligte sich von Anfang an beim Aufbau der Sammlungen und trug entscheidend zur Professionalisierung der Arbeit bei, die bis dato überall in Privatbesitz verstreut und teilweise auch in Russland zurückgelassen worden waren. Auch die objektive und wissenschaftliche Darstellung der historischen Ereignisse und das Öffentlichmachen der Museumsarbeit war ein Prozess für Dr. Neufeld, in den sie sich als Historikerin zunächst hineinarbeiten und gewissermaßen Pionierarbeit für russlanddeutsches Kulturgut leistete. Sie trieb die Hauptaufgaben eines Museums, nämlich das Sammeln, Bewahren, Forschen und Vermitteln des Wissens über Russlanddeutsche, entscheidend voran und hat bis zu ihrem Renteneintritt viel in das Museum investiert.

Kornelius Ens, aktueller Museumsdirektor, erklärt, dass das Museum in heutiger Zeit das einzige Museum sei, das für Russlanddeutsche einen strukturellen Zugang zu ihrer eigenen Geschichte darstelle. „Hier kann man seine eigene Story als Russlanddeutscher finden und eigene Fragen stel-

len.“ Es sei eine Form stalinistischer Diktatur, dass die eigene Geschichte und Identität verschüttet und geraubt worden sei. Durch das Museum können diese zurückerlangt und neue Würde darin gefunden werden, dass man Teil eines globalen Geschehens sei. Auch die individuellen Diktaturerfahrungen würden hier dargestellt und validiert.

Inzwischen sind neue Themen wie Migration und Forschung zur Museumsarbeit hinzugekommen. Früher arbeiteten die Mitarbeiter ehrenamtlich, seit 2016 wird das Museum von der Bundesregierung wie seit 2021 auch vom Land NRW gefördert. Als einziges Museum seiner Art in Deutschland greift es heute alle Themen auf, die die Russlanddeutschen betreffen. Aufgrund der Corona-Pandemie findet das Jubiläum nur digital statt, was jedoch auch eine dauerhaftere Präsentation der Grußworte, Impulse, Interviews und Zusammenfassungen in Form von Videos zulässt, die jederzeit auf der Website des Museums zugänglich sind.

Nach „Volk auf dem Weg“
Fotos: russlanddeutsche.de

Rudolf Bender - Glückwunsch zum 65. Geburtstag

Vielen Russlanddeutschen mit wolgadeutschen Wurzeln und Literaturfreunden ist der Name Rudolf BENDER schon lange ein Begriff. Das Kultur- und Literaturerbe der Wolgadeutschen, dessen Erhaltung und Popularisierung er sich verschrieben hat, ist ihm seit Jahrzehnten eine Herzensangelegenheit. Am 16. Januar 2022 feierte er seinen 65. Geburtstag. Der Literaturkreis und die Landsmannschaft der Deutschen aus Russland e. V. gratulieren Rudolf Bender nachträglich ganz herzlich und wünschen ihm beste Gesundheit und viel Erfolg bei all seinen Vorhaben.

Geboren 1957 in der Stadt Sewerouralsk, Russland (Gebiet Swerdlowsk), zog er 1958 mit seinen Eltern nach Kasachstan. Nach dem Schulabschluss in Zelinograd (heute Nur-Sultan) begann er ein Studium an der Bauhochschule, siedelte aber kurz darauf in die Stadt Kamyschin im Gebiet Wolgograd um. Hier folgten ab 1976 berufsbegleitend zwei Jahre Fernstudium an der Polytechnischen und später an der Pädagogischen Hochschule, danach Lehrertätigkeit an einer Berufsschule als Physiklehrer und Lehrer für technisches Zeichnen.

In den 1980er Jahren engagierte sich Bender in der Autonomiebewegung der Russlanddeutschen und bei der Wiedergeburt der deutschen Kultur. Als Mitbegründer und Vorsitzender der Gesellschaft „Wiedergeburt“ in Kamyschin und im Gebiet Wolgograd beteiligte er sich an den Delegationen nach Moskau, um bei Gorbatschow bezüglich der Wiederherstellung der Wolgadeutschen Republik und der endgültigen Rehabilitierung der Russlanddeutschen vorzusprechen.

Als die Aussichten darauf hoffnungslos wurden, reiste er 1991 mit seiner Mutter Ida Bender, geborene Hollmann, und seiner vierköpfigen Familie nach Deutschland aus. Hier machte er eine Umschulung zum Datenverarbeitungskaufmann und arbeitet seit 1995 in einem weltweiten Konzern in der IT-Abteilung.

Seit ihrer Umsiedlung nach Deutschland ist die Familie Bender Mitglied der Landsmannschaft der Deutschen aus Russland. In der Hamburger Landesgruppe zeigte sich Rudolf nicht nur bei technischen und Computerfragen nützlich, sondern auch bei der Organisation von Veranstaltungen, die ein besseres Verständnis zwischen russlanddeutschen und einheimischen Bürgern bewirkten.

Auch sein Interesse an der russlanddeutschen Kultur und Literatur hat nicht nachgelassen. 2004 lernte Rudolf Bender, zusammen mit seinem Sohn Juri, den Literaturkreis der Deutschen



Rudolf Bender mit seiner Ehefrau Ludmila.

aus Russland e. V. kennen und war einige Jahre Vorsitzender der Hamburger Ortsgruppe des Literaturkreises. Nach wie vor unterstützt er den Verein bei der Gestaltung von Literaturmanachen, Literaturkalendern und Broschüren zum Leben und Werk russlanddeutscher Autoren (z. B. Nora Pfeffer, Ida Bender, Viktor Heinz, Nelli Kossko, Johann Warkentin, Wendelin Mangold, Agnes Gossen) sowie anderen Publikationen, wie beispielsweise der Zweiband von Nina Paulsen und Agnes Gossen „Begegnungen. Russlanddeutsche Autoren im Gespräch und Porträt“.

Rudolf Bender gehörte 2005 zu den Mitbegründern des Arbeitskreises KErR (Kultur-Erbe der Russlanddeutschen) in Hamburg, der sich um die kulturellen und literarischen Erbes der Russlanddeutschen bemühte, und war dessen Sprecher. Zusammen mit seiner Mutter Ida Bender leistete er einen beispielhaften Beitrag zur Wahrung und Vermittlung des poetischen und schriftstellerischen Nachlasses seines Großvaters und bekannten russlanddeutschen Literaten Dominik Hollmann (1899-1990). Sie haben Hollmanns Werke in zwei Bänden und den Gedichtband „Ich schenk dir, Heimat, meine Lieder“ herauszugeben. Beide haben mehrere Veranstaltungen zum Leben und Werk von Dominik Hollmann bundesweit initiiert.

Rudolf unterstützte seine Mutter tatkräftig beim Entstehen ihres biografischen Romans „Schön ist die Jugend... in frohen Zeiten“ und seiner späteren Popularisierung. Einige Male ist

Rudolf Bender in Kamyschin, der Heimatstadt seines Großvaters, auf Lesungen aufgetreten und hat einen Film über das Schicksal der Wolgadeutschen gemacht.

Die Anregung, das Schicksal der Volksgruppe auch anhand von Gedichten zu erzählen, mündete in der Gründung der Web-Seite, auf der Bender Gedichte von Dominik Hollmann und anderer russlanddeutscher Autoren zu diesem Thema präsentierte. Viele Gedichte zum Thema Vertreibung suchte er in Briefen, Tagebuchaufzeichnungen oder Erinnerungen seiner Landsleute zusammen.

Teile des Nachlasses von Dominik Hollmann hat Bender bereits an das Detmolder Museum für russlanddeutsche Kulturgeschichte abgegeben. Die größten Teile der Archive von Dominik Hollmann und Ida Bender sind jedoch noch im Besitz von Rudolf Bender. Das sind Fotos, Notizen, Ausschnitte aus den Zeitungen mit Hollmanns Werken, Artikel von und über Hollmann, Handschriften von einigen Werken sowie Fotos aus verschiedenen Jahrgängen.

Fotos zur Geschichte der russlanddeutschen Literatur der Nachkriegszeit stellt er immer wieder auch der Landsmannschaft für literarische Publikationen zur Verfügung. So hat die Landsmannschaft der Deutschen aus Russland e. V. in Kooperation mit dem Kulturreferat der Deutschen aus Russland (Bayern) zum 120. Geburtstag (2019) des Schriftstellers den Fotokalender „Dominik Hollmann - Altmeister der russlanddeutschen Literatur“ (Idee und Zusammenstellung: Rudolf Bender und Waldemar Eisenbraun) herausgegeben.

Demnächst soll das von Rudolf Bender vorbereitete Buch „Dominik Hollmann. Es kämpft ein Volk für seine Menschenrechte. Briefe und Tagebuchaufzeichnungen über die rechtlose Lage der Russlanddeutschen in der UdSSR in den Jahren 1957-1990“ erscheinen. Auch für das neue Jahr hat er einiges vor: Eine Festschrift zum 100. Geburtstag von Ida Bender; eine Neuauflage des Romans „Schön ist die Jugend... in frohen Zeiten“ (mit einem umfangreichen Bildanhang); ein erweiterter Gedichtband von Dominik Hollmann.

Wir, Mitarbeiter der deutschsprachigen Zeitung des Altai „Zeitung für Dich“ samt unserer Leser, wünschen Rudolf Bender ein gutes Gelingen in seiner Mühe, die russlanddeutsche Literatur zu popularisieren!

Nach „Volk auf dem Weg“
Foto: Privatarchiv

Vorbereitet von Erna BERG

Mathilde

„Wenn diese schweigen werden, so werden die Steine schreien.“

(Lukas 19,40)

(Schluss. Anfang Sonderausgabe Nr. 12/2021)

Das Leid der deutschen Frauen und Kinder in den Kriegsjahren und danach sind eines der düstersten Kapitel der traumatischen Geschichte der Russlanddeutschen. Die Deutschen waren die einzige Bevölkerungsgruppe in der Sowjetunion, wo auch Frauen (die keine Kinder unter drei Jahren hatten) einer massenhaften Mobilisierung unterlagen. Die Geschichte von Valentine BOLZ, die mit ihrem Ehemann Waldemar Bolz – ehemaliger Schauspieler des Deutschen Schauspieltheaters Temirtau/Almaty - seit Dezember 1992 in Mainz lebt, basiert hauptsächlich auf Erinnerungen ihrer Tante Mathilde Fischer, geb. Widmaier, und handelt von Ereignissen der 1940er Jahre. Sie erzählt über den Weg der mobilisierten russlanddeutschen Frauen und Mädchen aus den deutschen Dörfern um Slawgorod/Altairegion (Russland) in die Arbeitsarmee, wo sie zuerst in einem Rüstungsbetrieb in Molotow und später in einer Sowchase im Arbeitseinsatz sind. Die tagtägliche Schwerstarbeit, begleitet von Hunger, Krankheiten, Misshandlungen und Willkür der Vorgesetzten, aber auch von der Sorge um die zurückgelassenen Kinder, brachten viele an den Rand ihrer Kräfte - nicht alle überstanden diese grausamen Zeiten. Und dennoch gab es immer wieder auch Menschen, die Mitleid mit deutschen Frauen hatten und ihnen das unerträgliche Leben erleichterten.

Mathilde machte sich mit ein paar Frauen bekannt, dessen Männer auch in Tula in der Arbeitsarmee waren. Gemeinsam haben sie beschlossen zu fliehen und sich nach Tula durchzuschlagen. Es wird doch wohl egal sein, wo sie ihren Arbeitsdienst ableisten - dachten sie. Und so sind sie wenigstens mit ihren Geliebten zusammen.

Sie berieten sich und beschlossen sich erst gut darauf vorzubereiten - vor allem musste man herausfinden auf welchem Wege man es macht und zweitens musste man einen Lebensmittelvorrat für mindestens eine Woche haben. Da man aber keine Möglichkeit hatte an Lebensmittel heranzukommen, beschlossen die Frauen immer ein bisschen von der Brotration abzuwickeln, es zu trocknen und für die Reise zurückzulegen.

Das Essen war so schlecht und so wenig, dass es bei der schweren Arbeit nicht lange anhielt. Sie bekamen nur einmal am Tag Essen. Das Mittagessen bestand aus einer Suppe - ein-zwei Kartoffelstückchen plus Wasser und Sawarucha (oder Satirucha) - im Wasser gekochtes Mehl (so eine Art Mehlsuppe). Frühstück und Abendessen gab es nicht. Nur 500 g Brot. Das Brot war für das Frühstück und Abendessen gedacht. Aber das Brot wurde meistens schon auf dem Weg vom Schalter bis zu den Tischen aufgegessen. Das Geschirr nach dem Mittagessen hätte man nicht waschen müssen, so sauber wurde es ausgekratzt, sogar ausgeleckt.

Solange die Vorräte von zu Hause reichten, hat man sich immer noch ein bisschen was in den Blechbechern auf dem Eisenofen in der Baracke gekocht. Als die Vorräte zu Ende waren, hat Mathilde ihr Geld nach und nach für Lebensmittel ausgegeben. Ein Glas Mehl kostete auf dem Markt 25 Rubel. Einmal hat sie sich zwei Kartoffeln und eine Zwiebel gekauft und sie abends in ihrem Blechbecher gekocht. Da sie abends nicht mehr aus der Baracke durften, warf sie die Zwiebelschalen in den Eimer, der für die kleine Notdurft in der Baracke stand. Am Morgen wurde sie von Marie Ruf, der Barackenältesten, beschuldigt, in den Eimer die große Notdurft gemacht zu haben. Mathilde hat es bestritten und darauf hingewiesen, dass es doch nur Zwiebelschalen sind! Und dass man es auch deutlich sehen könne.

Aber die Ruf hat nicht mal zugehört und hat sie mit drei Nächten Karzer bestraft. Tagsüber musste sie arbeiten. Das Essen wurde gestrichen. Nachts musste sie in den kal-

ten Karzer. Es war Winter, der Karzer wurde nicht beheizt. Es war ein kleines Häuschen mit einem winzigen Raum für den Karzer und einen größeren Vorraum. Darin wurden die Toten gestapelt: Wenn er voll war wurden sie in einem Massengrab verscharrt.

Im Karzer war eine Pritsche aus zwei ungehobelten Rundstämmen. Keine Decke, kein Kissen, keine Matratze. Mathilde ging die ganze Nacht auf und ab, betete und weinte. Hätte sie sich hingelegt, wäre sie erfroren.

Zwei Nächte verbrachte sie im Karzer, bis der Einrichter der Werkbänke, Chanulin, bemerkte, dass Mathilde sich kaum noch auf den Beinen halten konnte und ununterbrochen weinte. Er fragte sie, was los sei, aber sie schüttelte nur den Kopf und weinte weiter. Dann fragte er die anderen, diese erzählten ihm, was geschehen war.

Sichtlich verärgert, ging er zum Abteilungsleiter. Als er zurückkam, sagte er zu Mathilde: „Wein nicht, Fischer, du musst nicht mehr in den Karzer.“ So war es auch.

Dora erzählte am Abend Mathilde, dass Chanulin die Ruf zur Seite genommen hatte: „Er muss ihr tüchtig die Leviten gelesen haben! Ich konnte zwar nicht hören, was er sagte, aber die Ruf war rot wie ein Krebs.“ Dora lachte triumphierend.

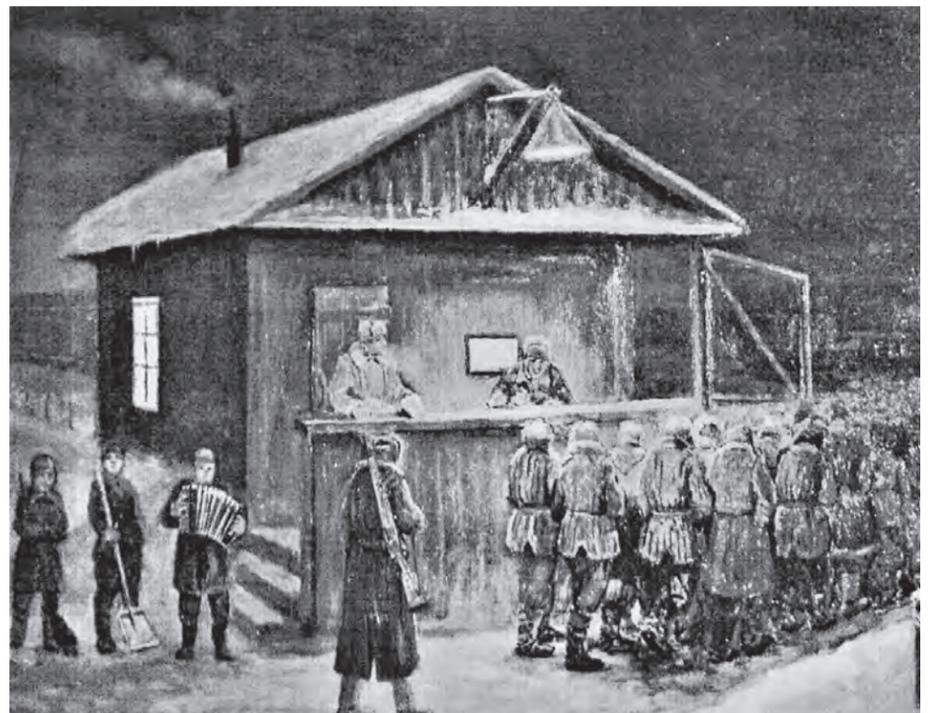
Mathilde wurde es warm ums Herz - ein wildfremder Mensch hat sich für sie eingesetzt. Einfach so! Weil er es nicht für richtig hielt. Mathilde verspürte große Dankbarkeit. Dabei hatte sie wie alle schon den Glauben daran verloren, dass jemand sie so menschlich behandeln würde.

Marie Ruf dagegen demütigte die Frauen, schrie sie an, bestrafte sie ohne jeden Grund. Nach diesem Vorfall riss sie sich zusammen und heuchelte Freundlichkeit und Verständnis.

Ein furchtbares Geschehen an einem trüben Morgen stand Mathilde ihr ganzes Leben lang vor Augen: Sie hatten Tagschicht. Dora und sie hatten gute Laune, denn ein Tag davor war Post gekommen und Mathilde hatte einen Brief von zu Hause erhalten und Dora sogar ein Paket. Darin war auch ein geblümtes Kattuntuch, das Dora gleich umgeben hatte. Sie bewunderte immer Mathildes lange dicke Zöpfe, die sie wie einen Kranz um den Kopf legte. Dora machte es ihr nach. „Ich dreh' aus meinen Schwänzchen auch ein Kränzchen“, lachte sie.

Gut gelaunt gingen sie die Arbeit an. Dora arbeitete ein paar Maschinen von Mathilde entfernt. Es ging schon auf Mittag zu, als ein entsetzlicher Schrei sogar den Lärm der Maschinen übertönte. Mathilde schaute von ihrer Arbeit hoch, sah den Einrichter Chanulin zum Schalter rennen - die Maschinen verstummten. Um Doras Werkbank versammelten sich nun die Frauen, auch Mathilde eilte hin. Alles war voller Blut, Dora lag blutüberströmt auf dem Boden.

Mathilde wurde es schwarz vor den Augen. Zwei Frauen bewahrten sie vor dem Sturz, setzten sie auf den Fuß einer Werkbank, wedelten ihr Luft zu. Bald kam ein Arzt mit zwei Sanitätern. Dora wurde auf eine Bahre gelegt und weggebracht. Es herrschte eine große Aufregung, Aufseher und Vorarbeiter rannten hin und her. Lisa, die neben Dora arbeitete, erzählte, am ganzen Körper zitternd,



Lagerpunkt. Die Rückkehr der Trudarmisten nach der Arbeit.

dass Doras Zöpfe unter ihrem Tuch herausgerutscht und von der Drehbank erfasst worden seien. Ihr ganzes Haar sei samt Haut vom Kopf gerissen worden. „Das Blut spritzte bis zu mir rüber“, erzählte sie weinend. Endlich ließ man die Frauen antreten, der Werkleiter hielt eine kurze Rede. Es tue ihm leid, was passiert sei, aber die Frauen würden selbst sehen, wozu es kommen könne. Deswegen befahle er, die Zöpfe abzuschneiden, das kurze Haar fest mit einem Tuch abzubinden. Der Unfall habe die Produktion, die so wichtig für die Front sei, für mehrere Stunden gestoppt und das sei unzulässig. Mathilde überstand diese Schicht nur mit Mühe, und auch den anderen ging es nicht anders.

In der Baracke wartete schon die Ruf mit Scheren. Die Frauen schnitten einander die Zöpfe ab. Die meisten warfen das Haar gleich in den brennenden Ofen. Mathilde kämte ihr Haar erst noch einmal gründlich und focht es dann zu zwei festen Zöpfen, die sie dann später nach Hause schicken wollte.

Als Emily die Schere ansetzte, zog sich ihr Herz zusammen. Als 15- und 16-Jährige hätte sie sich so gern Pony schneiden wollen, aber die Mutter hatte es ihr nicht erlaubt - und jetzt... Erst schien es, als wäre die Schere gegen ihr dickes Haar machtlos. Emily musste sich tüchtig ins Zeug legen, bis sie Mathildes Zöpfe abgeschnitten hatte. Das kurze Haar viel ihr ins Gesicht.

Die Frauen drängelten sich um die Pritsche von Charlotte, die einen kleinen Handspiegel hatte. Man hörte überraschte oder enttäuschte Ausrufe. Wenn nicht der schlimme Unfall mit Dora gewesen wäre, hätte das Haarschneiden bestimmt zu ausgelassener Heiterkeit geführt. Als Mathilde dran war, schaute ihr ein blasses schmales Gesicht unter einer Mähne entgegen. Sie hatte tüchtig abgenommen, das merkte sie auch an ihrem Rock. Das kurze Haar zu bändigen, war keine leichte Aufgabe, es wollte einfach nicht unter dem Tuch bleiben.

Auf der Arbeit kam Chanulin zweimal kopfschüttelnd an Mathildes Maschine, schob sie auf ihr Tuch nickend, zur Seite und erledigte für sie die Arbeit, bis sie das Haar unter das Tuch gestopft und dieses wieder fester um den Kopf gebunden hatte. Am Ende der Schicht sagte er ihr: „Сходи в парикмахерскую. А то тебя, не дай бог, не только оскальпирует, а сразу голову оторвёт.“ („Geh zum Friseur. Sonst werdest du, bewahre Gott, nicht nur skalpiert, dir reist es gleich den Kopf ab.“)

Mathilde verstand nur „Парикмахерская“ („Friseur“) und wusste, was er meinte. Sie nickte. Dann traute sie sich und fragte: „Dora?“ Chanulin zuckte mit den Schultern: „В больнице (Im Krankenhaus).“

In der Baracke erzählte Mathilde den Frauen aufgeregt: „Ich glaube, Dora lebt. Chanulin sagte, dass sie im Krankenhaus ist.“ Lisa schüttelte zweifelnd den Kopf: „Das glaube ich nicht. Bei so viel Blut! Man hat ja vor lauter Blut nicht mal ihr Gesicht gesehen. Und um ihre Maschine herum war auch heute noch das ganze Öl rot.“

Mathilde holte aus ihrem Mantelsaum den letzten Schein. Sie musste wirklich etwas mit ihrem Haar machen. Ihr schlossen sich Alvine und Magdalena an, die auch so dickes Haar hatten. Sie meldeten sich für zwei Stunden an der Wache ab, um zum Friseur zu gehen. Unterwegs überlegten die Frauen, wie sie erklären sollten, welchen Haarschnitt sie wollten. Alvine meinte: „Ich sage einfach - wie bei Lubow Orlowa. Ich denke es wird mir stehen. Ich habe ja auch lockiges Haar.“

Mathilde stellte sich eine Frisur vor, die sie auf einem Plakat am Frisiersalon sah - kurz, aber trotzdem schick. Magdalena fragte: „Wie heißt russisch „kurz“?“ - „Ich glaube malenki“, meinte Mathilde unsicher. „Nein, das ist klein. Kurz heißt krotki“, wusste es Alvine besser.

Die Friseure, zwei ältere Männer, amüsierten sich köstlich über die kaum russisch sprechenden Frauen. Alvine streckte ihre Hand mit dem Geld vor. Auch Magdalena und Mathilde zeigten ihr Geld. Einer der beiden Friseure schüttelte den Kopf und meinte, das reiche nur für klein und kurz. Und sie verpassten den Frauen anstatt eines modischen Frauenschnitts einen Männerchnitt. Das war noch eine weitere Kränkung. Schweigend und mühsam die Tränen zurückhaltend, kehrten die Frauen in die Baracke zurück.

Aber Probleme mit dem Haar gab es vorerst keine mehr, sie ließen sich gut unter den Tüchern verstecken. Und bald war es den Frauen auch egal, wie sie aussahen. Sie wurden immer schwächer, fühlten sich ausgebrannt, hatten keine Energie mehr fürs Leben. Immer mehr starben. An der Waschanlage arbeiteten zwei russische Frauen, Marusja und Pascha. Sie mussten gleichfalls sehr hart arbeiten, aber sie waren nicht hinter Stacheldraht. Sie bemitleideten die deutschen Frauen, denn diese wurden zusätzlich noch erniedrigt, wie Feinde behandelt und der Freiheit beraubt.

Das erste Trudarmeejahr ging zur Neige, als Mathilde unerwartet einen Brief bekam - von Dora! Sie schrieb, dass sie einen ganzen Monat in Krankenhaus ums Überleben gekämpft habe. Dann sei sie ausgemustert worden und habe nach Hause fahren dürfen. Ihr ganzer Kopf sei vernarbt, Haare würden ihr nie wieder wachsen. Sie sei vorbeigekommen, um sich zu verabschieden, aber die Wachposten haben sie nicht hineingelassen.

Zeichnung: geschichte.rusdeutsch.ru

(Fortsetzung auf Seite 11)

Freiheit

Wer einst im grauen Kerker saß und schreitend seine Zellen maß, wer nur des Lebens Schatten sah, wobei die Lichtseite war so nah, wer seine schwere Arbeit machte, bei der das Herz nur selten lachte, wer schlaflos oft im Bette lag und träumte vom Befreiungstag, der weiß, dass jeder Sonnenstrahl gelindert hätte seine Qual und dass die Freiheit hat den Wert, den nichts ersetzt auf dieser Erd'.

Wilhelm FISCHER, Hoffnungstal

Vorbereitet von Erna BERG

Mathilde

„Wenn diese schweigen werden, so werden die Steine schreien.“

(Lukas 19,40)

(Fortsetzung von Seite 10)

In der Baracke herrschte helle Aufregung, als Mathilde den Brief vorlas. Alle freuten sich für Dora. Magdalena seufzte schwer: „Die Arme! Jetzt ist sie für ihr Leben entstellt. Einen Mann wird sie jetzt bestimmt nicht finden.“ - „Sind wir hier nicht alle schon entstellt!“, warf Rosa bitter ein. „Ich würde mir sämtliche Haare ausreißen lassen, um nur heim zu meinen Kindern zu dürfen.“

Trauer, Mutlosigkeit und innere Leere breiteten sich aus. Die Frauen versanken in Schwermut. Mathilde umarmte Rosa und stimmte leise an: „Kommt ein Vöglein geflogen, setzt sich nieder auf mein Fuß...“ Da sprang Marie Ruf von ihrer Pritsche auf: „Aufhören! Sofort! Wir dürfen keine deutsche Lieder singen.“ - „Halt dein Maul!“, baute sich Magdalena vor ihr auf. Die anderen Frauen schlossen sich den Singenden an: „Liebes Vöglein, flieg weiter, bring ein Gruß mit und ein Kuss, denn ich kann dich nicht begleiten, weil ich hier bleiben muss.“

Mathilde musste sich von der Idee, nach Tula zu fliehen, absagen. Das taten die meisten, denn sie waren am Ende ihrer Kräfte. Und sich Brot für den Weg zu trocken - das schaffte keine mehr. Nur drei Frauen wagten die Flucht. Sie wurden aber schon an der ersten Station aus dem Zug geholt - ihre dreieckigen weißen Steppjacken hatten sie veratet. Die Frauen wurden zurückgebracht und mit einer Woche Karzer bestraft. Zwei überlebten den Karzer nicht.

Als immer mehr Frauen vor Hunger in Ohnmacht fielen, wurde die Brotration verdoppelt. Es gab jetzt ein Kilo Brot. Die Freude war erst groß, hielt aber nicht lange an. Das nasse, schwere Brot, mit Andenhirse und Sägemehl angereichert, war gegen den großen Hunger machtlos.

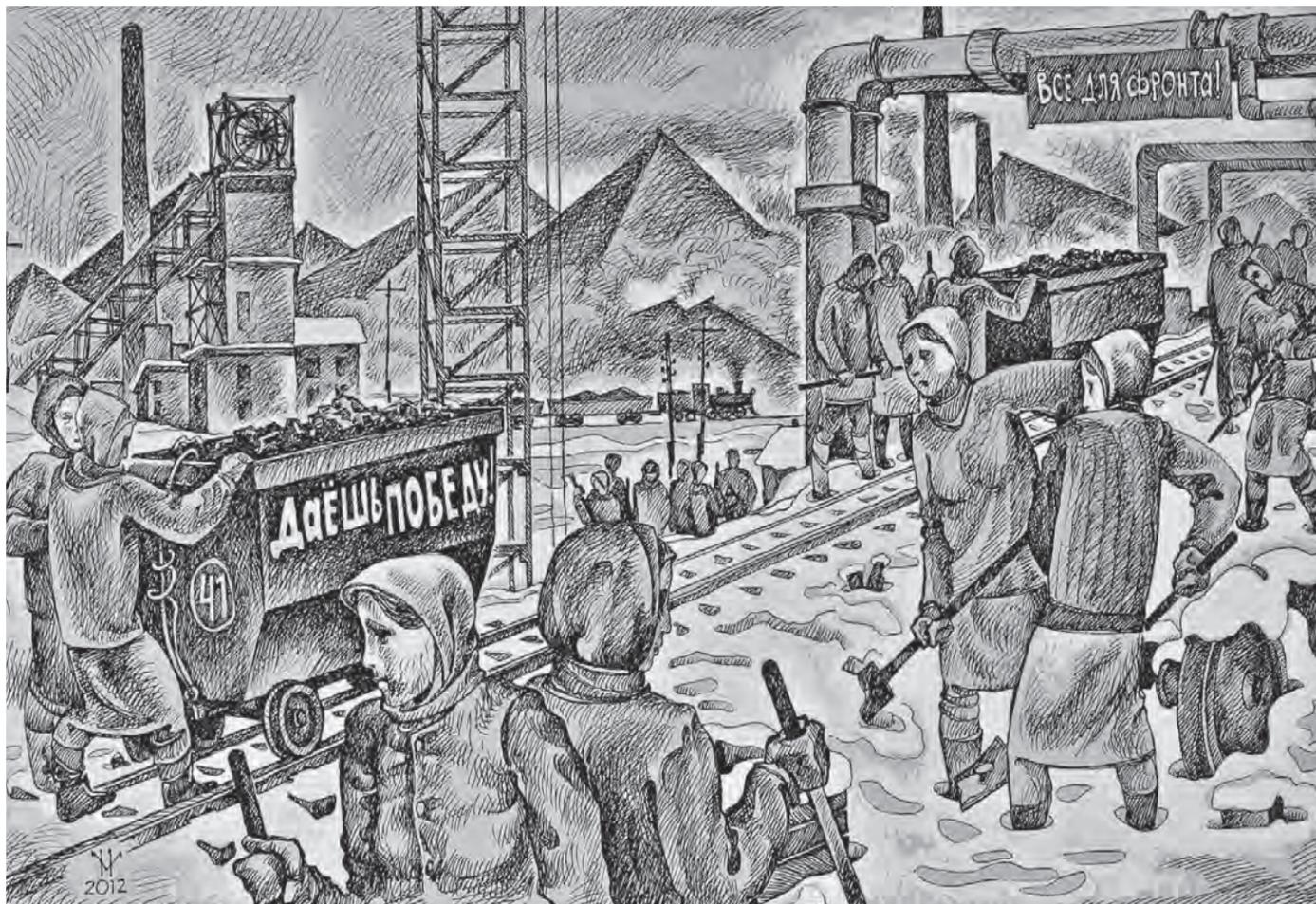
Einmal traf Mathilde im Barackenhof Nelly, die in einer anderen Baracke untergebracht war. Davor hatten sie sich kaum gesehen, denn sie arbeiteten in unterschiedlichen Schichten und in verschiedenen Hallen. Nelli war so dünn, fast durchsichtig, aber die großen Augen strahlten vor Glück: „Stell dir vor, ich habe von Saschas Eltern einen Brief bekommen und da war ein Brieflein von ihm an mich drin! Er lässt euch alle grüßen. Er ist an der Front. Und ich soll weiterhin die Briefe an seine Eltern schicken, denn so wäre er sicherer, dass mein Brief ihn erreicht. Und weißt du, er will, dass ich nach dem Krieg zu ihnen komme.“

„Wenigstens eine frohe Nachricht! Aber Mädchen, pass auf, dass du es auch schaffst! Halt durch!“ Mathilde hoffte, dass Nelli durch dieses glückliche Ereignis wieder zu mehr Kraft kommen würde.

Gute Nachrichten helfen durchzuhalten. Aber die meisten Frauen in den Baracken bekamen traurige Nachrichten von zu Hause. So hatte Rosa vorige Woche endlich einen Brief von ihrer Tochter bekommen. Sie drückte den Brief glücklich an die Brust, bis sie die schreckliche Nachricht las: Ihre kleinen Geschwister sind im Kinderheim verhungert, sie selber liege im Krankenhaus. Rosa legte sich auf die Pritsche und stand nicht mehr auf: Am Morgen war sie tot - ihr armes Herz hatte diesen furchtbaren Schlag nicht mehr verkraftet.

Schon anderthalb Jahre waren sie von zu Hause weg. Man konnte in keiner der Zwangsarbeiterinnen mehr das Mädchen, die Frau von früher erkennen. Blicklos vor sich hin starrend, bewegten sie sich wie Schattengestalten, sich an Wänden und Zäunen klammernd. Geplagt von Dysenterie, konnten viele das Wasser und den Stuhl nicht mehr halten, es lief einfach an den Beinen herunter.

Manche wurden von Hunger, Skorbut und Dysenterie demont und ließen sich ganz vollständig gehen. Sie kümmerten sich nicht mehr um die Hygiene, kämmten nicht die Haare, die Wäsche wurde nicht gewaschen, und sie wühlten auf der Müllhalde nach et-



Viktor HURR. Die Frauen im Einsatz bei einer Kohlengrube.



1979. Mathilde mit ihren Großkeln und beim Kartoffelsetzen.



was Essbarem. Sogar Maschinenöl wurde getrunken - es roch so herrlich nach Kreppe! Die das getan hatten, starben als erste. Mathilde ließ sich so weit nicht gehen. Egal wie müde sie war, sie wusch ihre Kleider und kämmt ihr Haar, das schon längst nicht mehr so dick war wie früher.

Bis Juli 1944 arbeitete Mathilde in Molotow, im Werk Nr. 260. Sie gehörte auch schon zu den „доходяги“ (völlig Entkräfteten) - nur noch Haut und Knochen. Doch sie hatte noch Glück und wurde ausgemustert, weil sie als Arbeitskraft nichts mehr taugte. Im Juli wurde sie mit 41 anderen Frauen in eine Sowchose geschickt. Die Frauen sahen erbärmlich aus: abgemagert bis auf die Knochen, von der Maschinenschmiere (Solidol) war der ganze Leib, die Arme und die Wangen voller Pickel.

In der Sowchose brachte man die Frauen zuerst in einen Speiseraum (Stolowaja), wo sie aber von dem bisschen Essen nicht satt wurden. Sie konnten nur ans Essen denken. Mathilde und ein paar andere Frauen gingen an das Fenster der Essenausgabe und fragten, ob man in der Küche nicht Hilfe gebrauchen könnte. Die Köchinnen hatten Mitleid mit ihnen und sagten, sie könnten das Geschirr abwaschen.

So kamen Mathilde und ihre Kameradinnen jeden Tag nach der Arbeit in die Küche, um Geschirr zu waschen, Kartoffeln zu schälen und Gemüse zu schneiden. Ein wenig davon durften sie auch essen. So kamen sie wieder zu Kräften.

In dieser Sowchose gab es auch ein Kriegsgefangenenlager. Die Frauen wurden mit den Kriegsgefangenen gleichgestellt - dies sind Deutsche und jenes sind Deutsche, also Faschisten. Man erlaubte ihnen sogar, Weihnachten zusammen zu feiern. Das Rote Kreuz hatte immerhin Auge auf die Kriegsgefangenen. Manchmal bekamen sie sogar Pakete mit Lebensmitteln, die sie dann mit den Frauen teilten. Die Trudarmisten aber waren voll und ganz der Willkür und der Gewalt der Machthabenden ausgesetzt.

Am 9. Mai 1945 arbeiteten Eva Hubert und Mathilde auf dem Feld. Eva Hubert als Traktoristin, Mathilde bediente das daran angehängte Gerät. Am Ende des Feldes stand ein mit Fahnen geschmückter Lastwagen. Der Brigadier kam aufs Feld gerannt, rufend: „Победа! Победа! Война закончилась! Wir haben gesiegt, der Krieg ist aus!“

Die Frauen fielen einander um den Hals, lachten und weinten gleichzeitig: „Hurra, jetzt dürfen wir nach Hause!“ Aber diese Illusion

wurde bald zerstört. Ihnen wurde erklärt, dass sie „auf ewig“ deportiert worden seien und des Verlassens der Sondersiedlungen ohne Erlaubnis des NKWD mit bis zu 20 Jahren Zuchthaus bestraft würde.

So wurde den Frauen die letzte Hoffnung genommen. Sie fielen erst einmal in ein tiefes Loch, mussten sich aber zusammenreißen und weiterarbeiten.

Mathilde arbeitete noch zweieinhalb Jahre in der Sowchose. Der Brigadier war ein guter und gerechter Mensch. Er versprach Mathilde und Eva Urlaub für die gute Arbeit und setzte das auch beim NKWD durch. Im Dezember 1947 setzten sie sich in den Zug. Zwei Laibe Brot hatten sie mit für den Weg, rührten sie aber nicht an.

Den ganzen Weg über weinten sie. Einerseits vor Freude, weil sie endlich nach Hause führen, andererseits wegen des Unrechts und des ganzen Leids, das ihnen angetan wurde. „Вы что, хохлушки, плачете?“, fragte ein Mann, mitfühlend. Wie hätten sie das ihm erklären können?! Sie sagten kein Wort. Wahrscheinlich auch aus Angst, dass er gleich verstehen würde, dass sie keine Ukrainerinnen waren.

Nach „Volk auf dem Weg“
Fotos: Privatarchiv von Valentine BOLZ

Vorbereitet von Erna BERG

Jeder freut sich auf die wunderbare Frühlingszeit

Liebe Kinder! Der Winter ist vorbei, obwohl er noch nicht aufgeben will. Immer noch ist es kalt, aber die Tage werden länger und die Sonne scheint jeden Tag wärmer. Bald, schon bald beginnen alle Pflanzen an zu wachsen und die Bäume bekommen Blätter. Die Menschen freuen sich, bald können sie Schals und Pullover wegpacken. Man wird in den Gärten und auf den Feldern arbeiten können. Und die Kinder werden ihren Spaß im Freien finden. Also wünschen wir frohe und interessante Erlebnisse in der Frühlingsnatur. Und schreibt uns darüber, was ihr und eure Familien im Frühling unternehmen werdet. Wir freuen uns auf jeden Brief, ob in russischer oder deutscher Sprache.

Die Redaktion der „KINDERECKE“

DER MÄRZ

Der März ist der erste Frühlingsmonat. Geh hinaus ins Freie. Schau dich um. Siehst du, wie blau der Frühlingshimmel strahlt? Immer häufiger sieht man schnee-weiße Wölkchen am Himmel dahinsegeln. An den Dächern hängen kristallene Eiszapfen, von denen kling-klang!-singende Tropfen in kleine Pfützen fallen. Die Wege haben schwarze Farbe angenommen, und von den Anhöhen rinnen die ersten kleinen Bächlein. Aber bei weitem nicht in allen Regionen unserer umfangreichen Heimat hält der Frühling seinen Einzug im März, denn unser Land hat viele Klimazonen. In der Tundra und in den angrenzenden Gebieten herrscht immer noch Frost, manchmal starker Schneefall und Gestöber. Nur von Moskau bis zum Ural, in den Nordgebieten Kasachstans, im Süden Sibiriens und des Fernen Ostens scheint die Frühlingssonne schon hell, und flauschige weiße Wolken wandern am Himmel dahin. Der Schnee wird grau und porrig und taut von Tag zu Tag. In der zweiten Märzhälfte sprudeln durch die Straßen kleine, aber schon lange Bächlein. Nachts wird es zuweilen ziemlich kalt, deshalb knirscht auch der Schnee morgens so sehr unter den Füßen. Bis Ende März ist der Schnee fast weggetaut, aber es kommt auch oft vor, dass er bis Mitte April liegen bleibt.

Zu dieser Zeit ist es in Turkmenien, Usbekistan und in den Südgebieten Kasachstans schon warm. Dort blühen sogar Wald- und Obstbäume. Die Saatkrähen kehren im

letzten Märzdrittel als erste in die mäßigen Klimazonen Russlands, in die Ausläufer des Urals, in die Gebiete Nordkasachstans, Sibiriens und des Fernen Ostens zurück. Sie stolzieren gemächlich die aufgetauten Wege entlang und suchen mit ihren scharfen schwarzen Augen die Erde nach etwas Brauchbarem für den Nestbau ab. Nach den Saatkrähen kehren die Stare - die Boten des Frühlings heim. Sie bauen ihre Nester und erfüllen die Gegend mit ihrem frohen Gesang.

Die Luft ist rein; sie duftet nach Harz und Tanne. Die Schneedecke ist dunkel geworden und schrumpft mit jedem Tag immer mehr zusammen. Nach dem 22. März werden die Tage länger als die Nächte. Herzlich willkommen, du schöne Frühlingszeit!

DER APRIL

Der April ist der Monat des Tauwetters und der Frühlingsblumen. Der Schnee taut sehr schnell, und in lustigen Bächlein rinnt das Schmelzwasser in alle Gräben und breite tiefe Schluchten hinab. Im April gibt es so reichlich Schmelzwasser, dass sogar die kleinsten Flüsse über ihre Ufer treten und Wiesen und Felder überschwemmen. Zu dieser Zeit bringt jeder Tag mehr Wärme und Licht. Auf allen Hügeln sprießen die ersten Feld- und Waldblumen. Ende April kann man die ersten Maiglöckchen entdecken: Sie sind schneeweiß und verbreiten einen herrlichen Duft in der reinen frischen Luft. An Bäumen und Sträuchern schwellen die Knospen.

Im April beginnt für die Bäume die Zeit des Saftsteigens. Besonders augenfällig ist das bei der Bir-



März. Der Schnee taut allmählich weg und viele Vogelarten kommen vom Süden zurück.

ke. Bevor ihr den ersten Birkensaft getrunken habt, hat der Specht ihn schon längst gekostet. Dieser kluge erfahrene Vogel bohrt mit seinem spitzen Schnabel feine Löcher in den Birkenstamm und trinkt daraus tröpfchenweise den Birkensaft. Er weiß sehr wohl, dass dieses Getränk ihm gut bekommt, und wie vortrefflich es schmeckt, ist ihm auch nicht entgangen.

Auch die Ameisen verlassen im April ihre unterirdischen Quartiere und wagen sich zum ersten Mal hinaus, um sich in der Sonne zu wärmen. Allerdings entfernen sie sich noch nicht zu weit von ihrem Zuhause, da sich das Wetter oft ändert.

Bald, sehr bald werden die ersten Lerchen trillern. Geh an einem schönen Apriltag hinaus aus der Stadt! Du wirst draußen viel Interessantes entdecken. Das Vogelstimmengewirr, der blaue Himmel und der Frühjahrssonnenschein werden dich beglücken.

DER MAI

Im alten Russland und in ganz Europa nannte man den Mai Grasmonat, und der Volksmund be-

sagt: „Der April bringt Nass, der Mai bringt Gras.“ Der Mai ist der schönste und freudvollste Monat des Jahres. Er wird von uns mit Ungeduld erwartet, und viele Völker in der Welt feiern den Mai als den Monat der Wärme und des Lichtes, des Friedens und der Freude. Im Mai zieht Alt und Jung in die nahen Wälder, in die freie Natur. Wie leicht und angenehm atmet es sich draußen. Die Luft duftet nach Frische, die Bäume erfreuen alle Menschen mit ihrem herrlichen Grün. Aber auch im Feld, wo manchmal wilde Winde die zartgrüne Saat in allen Richtungen wiegen, so dass sie einem grünen Wellenmeer gleicht, atmet es sich leicht und frei. Die mit frischem Grün bedeckten Felder sind eine wahre Augenweide.

Im Wald und auf den Wiesen trifft man bereits viele Wald- und Feldblumen an: hell- und dunkelbraune, flieder- und rosafarbene und natürlich auch blauweiße. Einer holden Braut ähnelt um diese Zeit unsere liebe Birke. Ihr weißer Stamm scheint Licht auszustrahlen. Nun können wir bereits die Kuckucksrufe zählen, und in der

zweiten Maihälfte hören wir den Nachtigallenschlag in unseren Gärten und Wäldern. Ende Mai kehren gewöhnlich auch die letzten Zugvögel heim - die Schwalben, Ziegenmelker, Fliegenschnapper und Goldamseln. Ihre Verspätung ist gerechtfertigt, denn diese Vögel können nur dann existieren und ihre Jungen aufziehen, wenn es Insekten in Hülle und Fülle gibt.

In den Ausläufern des Urals ist das Wetter oft unbeständig: Anfang des Monats ist es gewöhnlich warm, doch wird es manchmal plötzlich kühl. Der Temperaturrückgang fällt meistens mit der Blütezeit der Faulbeerbäume zusammen. Doch die Kälte hält nicht lange an. Die Sonne bringt alles zum Blühen und Duften. Und wenn die Obstbäume und Sträucher ihr Blütenkleid anlegen, kann man das Auge nicht abwenden. Mit Jubel begrüßen vor allem die Kinder diese Zeit, denn mit dem ersten Juni beginnen für sie die herrlichen Sommerferien.

Alex REMBES

Nach „Kalendergeschichten“

Bild: maam.ru

Woher haben die Frühlingsmonate ihre Namen?

Der März ist der dritte Monat in unserem Kalenderjahr. - Für den März gibt es mehrere Namen. Man nennt ihn auch Lenzmonat, Lenzig oder Frühlingsmond. Er hat seinen Namen nach dem römischen Gott des Krieges Mars, der das ganze Volk vor Feinden beschützen half, erhalten. Ursprünglich aber war es der Gott der Bauern, zu dem die Menschen um Schutz fürs Wachsen und Gedeihen ihrer Saat beteten. Die alten Römer feierten den Beginn eines neuen Jahres immer mit dem Beginn des Frühlings. Eigentlich schade, dass dies geändert wurde! Im März beginnt die Bauernarbeit auf dem Feld. Nun ist auch Ostern nicht mehr fern, und die Hasen hoppeln über die Felder und haben alle Pfoten voll zu tun. Daher wird der März auch oft Hoppelmonat genannt.

Der April ist der vierte Monat in unserem Kalenderjahr. - Der April hat seinen Namen vom lateinischen Wort „aperire“ erhalten, was „öffnen“ oder „Aufmachen“ heißt. April will aussagen, dass das Jahr sich dem Wachstum und der fruchtbareren Zeit öffnet. Für den April gibt es auch andere Namen. Man nennt ihn Ostermonat, weil das Osterfest meistens in diesen Monat fällt. Ein bisschen närrisch ist der April schon noch, weil man am 1. April in der ganzen Welt den Narrentag feiert. Dabei handelt man nach dem Spruch: Am 1. April schickt man den Narren wohin man will. Kinder nennen ihn daher oft auch Schmunzelmonat.



Auf dem Lande hört man manchmal „Launing“ sagen: Der launische Monat, in dem die Sonne scheint und gleichzeitig dicke Regentropfen fallen, in dem sich Wärme und Frost abwechseln und manchmal sogar ein Schneeschauer Natur und Menschen erschreckt. Du kennst doch den Spruch:

April - April, der weiß nicht, was er will.

Mal Regen und mal Sonnenschein,

und manchmal fängt's zu schneien an.

April-April - wann weiß er, was er will?

Der Mai ist der fünfte Monat in unserem Jahreslauf. - Er hat seinen Namen nach der römischen Göttin des Wachstums

erhalten, die mal Maja heißt, dann wieder Majeste. Andere Namen für den Mai drücken Freude aus über Frühling und Sonne und das überall Erwachende in der Natur und im Leben von Mensch und Tier. Man sagt Weidemonat, weil das Vieh auf die Weiden oder Almen gebracht wird. Man nennt ihn Wonnemonat, der mit seiner Wärme die Liebe erblühen lässt.

Aber Vorsicht: Zum Mai gehören auch die eisheiligen und ein paar regenkühle Tage. Kinder sagen oft Trillermonat, da der Mai die größte Zeit des Vogelgesangs ist. Die Zugvögel sind von ihrer langen Reise aus dem Süden zurück. Amsel, Drossel und Fink bauen und bessern ihre Nester aus, denn nun beginnt das große Brutgeschäft.

Fromme Christen nennen den Mai Marienmond und Gärtner Blumenmonat, weil er der Monat der Blüten und des jungen Grüns ist. Überall werden der Frühling und die Sonne begrüßt. „Alles neu macht der Mai“, und deshalb waren eine Reihe von Übergangs- und Anfangsbräuche üblich: Man musste zur Maifeier frisch gewaschen sein, die Mädchen sollten sich das Gesicht mit Maitau waschen, das bringt Schönheit. Die Felder wurden durch Umzüge gesegnet, die Hausfrau backte einen besonders dicken fetten Eierkuchen, von dem jeder Hausgenosse ein Stück auf den Teller bekam.

Bild: flomaster.club

Was kannst du im Frühling beobachten?

IM MÄRZ UND APRIL

- Die ersten Zugvögel treffen wieder ein. Manche Vogelarten sind schon mit dem Herbstbau beschäftigt.

- Vogelgesang ertönt aus Gärten und aus dem Wald. Die Vögel balzen umeinander.

- Winterschläfer kriechen aus ihren Verstecken, zum Beispiel der Igel.

- Blattknospen an vielen Bäumen sprießen nicht nur, sondern werden schon praller, hier und da zeigt sich schon das erste Grün.

- Viele Tiere verlieren jetzt das Winterfell, auch Haustiere wie zum Beispiel Hunde.

IM MAI

- Die Vögel sind mit Brüten oder bereits mit der Aufzucht ihrer Jungen beschäftigt.

- Kleintiere sind auf Hochzeiten aus. Wer abends spazieren geht, hört zum Beispiel die Frösche quaken.

- Jungtiere kommen zur Welt, zum Beispiel Rehkitze.

- Im Wald blühen viele Blumen, und an den Bäumen sind aus den Blattknospen Blätter entstanden.

Seite vorbereitet von Maria ALEXENKO

Die christlichen Feiertage im Frühling

Gegenüber anderen Religionen sind die Christen Meister im Feiern. Sie haben rund 20 Festtage im Jahr und damit mehr als alle anderen Religionen. Das Kirchenjahr besteht vor allem aus den zuerst um Ostern, dann auch um Weihnachten herum gebildeten Festkreisen, die in der Christentumsgeschichte allmählich zu einem Jahreszyklus vervollständigt wurden. Hierunter bringen wir eine Übersicht zur Bedeutung der christlichen Feiertage im Frühling, was gefeiert wird und wann sie für das laufende Jahr terminiert sind.

MARIÄ VERKÜNDIGUNG

Das heutige Fest Verkündigung des Herrn – früher: Verkündigung der Gottesmutter, Fest Mariä Verkündigung – am 25. März, ist ausgelöst vom Fest der Geburt Christi am 25. Dezember. Die Verkündigung des Herrn wird im Lukasevangelium (Lk 1,26–38 EU) erzählt.

„Im sechsten Monat wurde der Engel Gabriel von Gott in eine Stadt in Galiläa namens Nazaret zu einer Jungfrau gesandt. Sie war mit einem Mann namens Josef verlobt, der aus dem Haus David stammte. Der Name der Jungfrau war Maria. Der Engel trat bei ihr ein und sagte: Sei gegrüßt, du Begnadete, der Herr ist mit dir. Sie erschrak über die Anrede und überlegte, was dieser Gruß zu bedeuten habe. Da sagte der Engel zu ihr: Fürchte dich nicht, Maria; denn du hast bei Gott Gnade gefunden. Du wirst ein Kind empfangen, einen Sohn wirst du gebären: dem sollst du den Namen Jesus geben. Er wird groß sein und Sohn des Höchsten genannt werden. Gott, der Herr, wird ihm den Thron seines Vaters David geben. Er wird über das Haus Jakob in Ewigkeit herrschen und seine Herrschaft wird kein Ende haben. Maria sagte zu dem Engel: Wie soll das geschehen, da ich keinen Mann erkenne? Der Engel antwortete ihr: Der Heilige Geist wird über dich kommen, und die Kraft des Höchsten wird dich überschatten. Deshalb wird auch das Kind heilig und Sohn Gottes genannt werden. Auch Elisabet, deine Verwandte, hat noch in ihrem Alter einen Sohn empfangen; obwohl sie als unfruchtbar galt, ist sie jetzt schon im sechsten Monat. Denn für Gott ist nichts unmöglich. Da sagte Maria: Ich bin die Magd des Herrn; mir geschehe, wie du es gesagt hast. Danach verließ sie der Engel.“

Die Ankündigung wird zugleich als Moment der Empfängnis verstanden, nach dem biblischen Grundsatz: Wenn Gott spricht, geschieht, was er sagt. Die Jungfrauengeburt gilt als eigenständiges Mysterium.

In deutscher Übersetzung sagt der Engel zu Maria: „Ich grüße dich, Maria!“ Das im griechischen Urtext des Lukasevangeliums an dieser Stelle verwendete Wort χαίρειν (chaire) bedeutet „Freue dich, sei froh“; dies war bei den Griechen der übliche Gruß. Der Gruß im Hebräischen war שלום „Schalom“ „Frieden“. In der lateinischen Übersetzung des Lukasevangeliums wird hier das Wort Ave verwendet, eine übliche Grußformel der Römer in der Bedeutung „Gesegnet seist du“, „Heil dir“. Die Worte des Neuen Testaments sind eine Einladung zur Freude.

Die zentrale Bedeutung dieses Heilsereignisses für die Christen kommt auch im Angelus zum Ausdruck, der die Verkündigung des Herrn zum Betrachtungsgegenstand hat. Die Bibelstelle ist auch die Grundlage des Ave Maria.

Andere Bezeichnungen für diesen Tag: Frauentag, als sie verbodescheftet wart, Frauentag der Verkündigung, Frauentag in der Fasten, Marien empfangen in der vasten, Marien Engelgruß, Merzmesse, Plogmariendach.

Passend zum Festtag wurde früher am Vortag, dem 24. März, des Verkünders und Engels Gabriel gedacht (verlegt auf 29. September).

Da Christus als Sonne und aufgehendes Licht gedeutet wurde, galt Maria Verkündigung, wenn die Geburt Christi verheißen wird, als Tag der Wiedergeburt des Lichtes, was die Natur in ihrem Jahreslauf eindrucksvoll bestätigte. Noch einmal werden Frühlingsbräuche ausgeübt. Zeitweise und in bestimmten Gegenden galt der Tag als eigentlicher Frühlingsanfang. Die zum Frühjahr aus dem Süden heimkehrende Schwalbe gilt als das der heiligen Maria und Gottesmutter gewidmete Tier.



Das Osterfeuer gehört zu den wichtigsten Bräuchen um die Osterfeiertage.

OSTERN IN DEUTSCHLAND – TRADITION UND VERGNÜGEN

Nach einem langen Winter ist Ostern in Deutschland für viele Familien der erste Anlass, im Freien zu feiern. Die Kinder suchen im Garten nach Ostereiern, während die Erwachsenen spazieren gehen und die milde Frühlingsluft genießen. Eine Vielzahl von Traditionen und Bräuchen sorgt für vergnügliche Aktivitäten rund um das Osterfest, das höchste Fest des Christentums. Ein Fest, das wohl in allen christlich geprägten Kulturen einen besonders hohen Stellenwert hat, ist Ostern.

WAS UND WANN IST OSTERN?

Der zum Osterfest zugehörige Karfreitag gilt als höchster Feiertag sowohl für die katholische als auch die evangelische Kirche. An diesem Tag gedenken die Christen der Kreuzigung und damit Hinrichtung ihres Messias, Jesus Christus. Am dritten Tag nach diesem Ereignis kam es laut der Bibel zur Auferstehung Jesu von den Toten. Diese Auferstehung, die essentiell für den christlichen Glauben und dessen Selbstverständnis ist, wird am Ostersonntag und -montag gefeiert. Ostern hat dabei kein festes Datum wie beispielsweise Weihnachten, sondern findet immer am ersten Sonntag nach dem ersten Vollmond im Frühling statt. 2022 ist das der 17. April.

OSTERFEIERTAGE IN DEUTSCHLAND

Der erste Osterfeiertag ist der Palmsonntag, also der Sonntag vor Ostersonntag. An diesem Tag werden bereits spezielle Messen und Gottesdienste abgehalten, einen direkten Einfluss auf das Alltagsleben der meisten Deutschen hat das jedoch nicht. Auch der Gründonnerstag, an dem die Christen dem letzten Abendmahl Jesu gedenken, wird abgesehen von einigen Gottesdiensten nicht besonders gefeiert. Der Karfreitag ist hingegen ein offizieller Feiertag. Hier haben nicht nur fast alle Geschäfte sowie die Universitäten und Firmen geschlossen, es gibt außerdem ein Tanz-, beziehungsweise Feierverbot. Da dieser Tag ein so genannter „stiller Tag“, also ein Trauertag, ist, dürfen in den meisten Bundesländern keine Partys oder andere öffentliche Veranstaltungen organisiert werden. Teilweise sind davon sogar Kinos, Theater und ähnliches betroffen. Der Karsamstag hingegen ist ein normaler Geschäftstag. An Ostersonntag und -montag sind Geschäfte, Universitäten und Co ebenfalls geschlossen. Viele Familien veranstalten gemeinsame Festessen an diesen Tagen, besuchen Gottesdienste oder organisieren eine Ostereiersuche für die Kinder. Was genau es damit auf sich hat, erfahrt ihr im nächsten Abschnitt.

OSTEREIER BEMALEN UND SUCHEN

Ein zentrales Symbol an Ostern ist natürlich das (bemalte) Ei. Schon bevor sich das Christentum in Europa etablieren konnte, stand das Ei als Symbol für Fruchtbarkeit und Wiedergeburt. Die christliche Kirche übertrug diese Symbolik auf die Auferstehung Jesus Christus – wie das Kü-

ken durch die Schale bricht, sei Jesus lebend aus dem Felsengrab gekommen. Heute sieht man zu Ostern vor allem bunt bemalte und verzierte Eier. Diese werden zur Haltbarmachung hart gekocht und anschließend gefärbt. Woher dieser Brauch genau kommt, ist nicht eindeutig geklärt. Einige sagen, frühe Christen haben die Eier rot gefärbt, da diese Farbe symbolisch für Jesu Grab stehe. Andere sagen, die bunten Eier entstammten eigentlich einem alten heidnischen Brauch, den sich das Christentum lediglich aneignete. Der Höhepunkt des Osterfestes ist für die Kinder zumeist die Ostereiersuche. Traditioneller Weise werden die bunten Ostereier – heutzutage allerdings vor allem Schokoladeneier, Süßigkeiten oder auch kleine Geschenke – am Morgen des Ostersonntags für die Kleinen im Garten, der Wohnung oder ähnlichem versteckt, die diese dann suchen und behalten dürfen. Allerdings ist auch der Ursprung dieses Brauchs weder klar noch eindeutig mit dem Christentum in Verbindung zu bringen.

OSTERHASE

So wie der Weihnachtsmann an Heiligabend die Geschenke bringt, bringt der Osterhase Süßigkeiten und Ostergeschenke. Irgendjemand muss das Ganze ja schließlich verstecken – oder zumindest als Erklärung für die Kleinen herhalten. Dass es sich dabei ausgerechnet um einen Hasen handelt, hat vor allem eine symbolische Begründung: Der Hase ist ein Tier, das sehr viel Nachwuchs (bis zu zwanzig Kinder pro Jahr) bekommt und deswegen – wie ja auch das (Oster)Ei – für Fruchtbarkeit und neues Leben steht. Neben seiner Rolle als Schlupfwinkelfindiger Gabenbringer ist der Hase auch sonst zu Ostern überall zu finden, so gehört der Schokoladen-Hase zu den beliebtesten Ostereiersüßigkeiten überhaupt.

OSTERFEUER

In Deutschland und einigen Teilen Österreichs gehören die so genannten Osterfeuer zu den wichtigsten Bräuchen um die Osterfeiertage. Dabei werden in der Regel Holz sowie getrocknete Sträucher und ähnliches möglichst hoch aufgetürmt und (je nach Region) am Karsamstag oder Abend des Ostersonntags angezündet. Der Brauch ist vor allem in ländlichen Regionen sehr verbreitet. Teilweise entbrennen richtige Wettkämpfe darum, welches Dorf das größte Feuer entfacht. Deshalb werden die Holzstapel kurz vor der Entzündung mancherorts streng bewacht. Nach der Entzündung versammelt man sich dann gesellig ums Feuer. Häufig werden dazu Gegrilltes und Bier oder Glühwein serviert. In manchen Regionen wird auch auf den Verbrennungszeitpunkt eines bestimmten Holzstücks gewettet. In anderen Gegenden platziert man eine (Stroh-)Puppe auf der Spitze des Feuers. Diese steht dann für Judas, der Jesus an die Römer verraten und damit dessen Hinrichtung ermöglicht hatte. Einige Regionen haben auch sehr spezielle Varianten des Osterfeuers entwickelt, so wer-

den beispielsweise im westfälischen Ort Lügde hölzerne Räder angezündet und brennend einen Abhang heruntergerollt. Die Feuerbräuche sind heidnisch-germanischen Ursprungs. Vermutlich sollten sie ursprünglich den Winter und seine bösen Geister vertreiben.

OSTERMÄRKTE

Eine der wohl weltweit bekanntesten deutschen Traditionen sind die Weihnachtsmärkte, die im Dezember in den meisten deutschen Städten aufgebaut werden. Aber auch rund um Ostern finden in Deutschland zahlreiche Ostermärkte, Frühlingsfeste und -kirmessen statt. Viele Orte und Städte organisieren entweder am Osterwochenende selbst oder in den Wochen vor oder nach den Feierlichkeiten entsprechende Stadtfeste. Dabei gibt es bezüglich der genauen Ausrichtung große lokale Unterschiede. Zumeist finden sich hier aber verschiedene Fahrgeschäfte, Stände mit Kunsthandwerk und Geschenkartikeln sowie eine breite Auswahl an Essens- und Getränkeständen.

TYPISCHES

OSTERESSEN UND -GEBÄCK

Es gehören wohl zu jeder traditionellen Feierlichkeit auch besondere Rezepte und Gerichte oder Essensbräuche. Katholische Christen verbringen in den Wochen vor Ostern, von Aschermittwoch an, traditionell eine Fastenzeit. Um Entbehrung kennenzulernen, soll auf Fleisch sowie freiwillig auf Luxusgüter wie Süßigkeiten oder Alkohol verzichtet werden. Heutzutage ist das Fasten nicht mehr unbedingt mit der katholischen Kirche verbunden. Viele versuchen auch auf bestimmte Lebensmittel oder Genussmittel zu verzichten, um gesünder zu leben. So oder so wird Ostern als Ende dieser Zeit entsprechend häufig als Gelegenheit genutzt, mal wieder so richtig zu genießen. Dabei gibt es für die einzelnen Feiertage jeweils typische Gerichte.

So werden an Gründonnerstag klassischerweise grüne Gerichte serviert, häufig handelt es sich dabei um Spinat, aber auch Zucchini, Grünkohl oder Bärlauch sind beliebte Gemüsesorten. Karfreitag ist wie bereits erwähnt der Tag, an dem Jesus Kreuzigung gedacht wird. An diesem Tag wird traditionell kein Fleisch, sondern nur Fisch gegessen. In welcher Art dieser zubereitet wird und um welche Sorte es sich genau handelt, ist sehr unterschiedlich. Der Karsamstag gilt häufig als Tag der Vorbereitungen für den Ostersonntag und wird somit traditionell zum Backen verwendet. Zum klassischen Gebäck zählt unter anderem das Osterlamm, also ein süßes Brot in Form eines Lammes, Mürbeteigkekse in Hasenform und Osterzöpfe-, die aus Hefeteig geflochten und häufig mit Rosinen, kandierten Früchten oder Mandeln verfeinert werden. Die meisten dieser Gebäcke werden zum ausgiebigen Frühstück am Ostersonntag serviert. Ostersonntag oder -montag werden dann meist aufwändige Festessen verzehrt. Beliebt sind dabei vor allem Lammfleisch und Hasenbraten. Einige Familien haben feste Bräuche bezüglich des Osteressens, andere essen einfach wonach ihnen der Sinn steht.

OSTERN AM BESTEN VERBRINGEN

Ostern ist für viele Deutsche noch immer ein klassisches Familienfest. Dementsprechend kann es schwierig werden, als Studierender aus dem Ausland an den Feierlichkeiten teilzunehmen. Vielleicht habt Ihr ja aber den ein oder anderen Bekannten, der sich freuen würde, Euch zu den privaten Familienfeiern mitzunehmen und somit ein klassisches Osterfest im familiären Kreis vorzuführen. Wenn nicht, lohnt es sich auf jeden Fall Ostermärkte und -feuer zu besuchen und auch das traditionelle Ostergebäck gibt es nicht nur von Hand gemacht, sondern natürlich auch in Bäckereien und Supermärkten rund um die Feiertage zu kaufen. Außerdem finden am Ostersonntag häufig große Partys oder andere Veranstaltungen statt bei denen man ordentlich feiern kann. Wir wünschen Euch jedenfalls ein paar schöne Osterfeiertage und jede Menge Spaß beim Ausprobieren.

Nach www.vela.insure
Bild: wikipedia.org

Seite vorbereitet von Maria ALEXENKO

Wie der Hase zu den Eiern kam



Da kommt Freude auf! Die Eier sind von den Kleinkindern gefunden worden.

Ostern, so erzählten Eltern und Lehrer jahrelang unseren Kindern, erinnere an den Frühling und die altgermanische Göttin Ostara, der das Fest seinen Namen verdanke. Doch diese Göttin des Morgenlichtes, von den Brüdern Grimm populär gemacht, hat es vermutlich nie gegeben. Die moderne Wissenschaft erinnert Ostern weniger an Fruchtbarkeitsfördernde Kulte als an wirtschaftliche Zwänge. Weil die Gläubigen im Mittelalter während der Fastenzeit weder Fleisch noch Eier essen durften, hatten sich zum Fest riesige Eiermengen angehäuft. Kirchliche Feiern und weltliche Bräuche dienten allein dazu, diese Überschüsse abzutragen. Um die katholische Herkunft der Ostereier zu verschleiern, von denen die schönsten in der Kirche geweiht wurden, brachten die Protestanten schließlich den Osterhasen ins Gespräch. Heute freilich sind die Osterbräuche kaum noch konfessionell gebunden - auch wenn sie in katholischen Gebieten häufig lebendiger sind.

„Auf Ostern“, sagt ein altes Sprichwort, „iss Eier, dann bist du das ganze Jahr gesund“: Solche und andere Volksweisheiten hatten ihren Grund. Jährlich zum Fest sammelten sich einst riesige Mengen Eier an, die im mittelalterlichen Verständnis „flüssiges Fleisch“ waren und damit unter das Fastengebot fielen. Ab Ostern aber mussten die Eier schnell verzehrt werden. Die Weihe der Ostereier sollte das erleichtern. Um die geweihten Eier zu Hause von den nicht geweihten zu unterscheiden, wurden sie schließlich gefärbt - eine Sitte, die vorher auch nicht-christliche Völker gekannt hatten.

Die ersten Ostereier waren meist rot: Für den Menschen des Mittelalters Erinnerung an das Blut, das Jesus am Kreuz zur Erlösung der Menschheit vergossen hatte. Wann das Eierfärben Mode wurde, hat die Volkskunde bis heute nicht herausgefunden. Vermutlich aber war es Tradition, die geweihten Eier zu färben, so dass dieser Brauch bei keinem Chronisten Erwähnung fand - bis 1553, als ein Protestant gegen die „katholischen“ Ostereier polemisierte. Eier spielten einst auch als Zahlmittel eine große Rolle. So forderten Klöster und Kirchen zu Ostern ihre Zinsen gewöhnlich in Naturalien an. Bis zu 400 Eier hatten große Höfe jährlich zum Fest bei ihrer Herrschaft abzuliefern - Zutaten, die zu allerlei Speisen verbacken wurden und oft den Armen zugutekamen. Als die Eier nicht mehr pflichtgemäß abgeliefert werden mussten, sammelten sie Klosterschüler und Ministranten, aber auch Pfarrer und Küster an der Haustür weiter ein: Ein Brauch, den es noch heute gelegentlich gibt - auch wenn die Sammler nicht mehr an Ostern, sondern an Fastnacht,

Laetare, Palmsonntag oder Pfingsten unterwegs sind. Manchmal trieben es die Eiersammler so bunt, dass die Obrigkeit gegen die Bettellei einschritt. So erließ Kursachsen 1612 eine Verordnung, die das „Ostereiereinholen“ untersagte.

Den Eierkult aber konnten die Behörden dadurch nicht eindämmen - im Gegenteil. Im 17. Jahrhundert wurde es schick, an Ostern Eier zu verschenken: an Pfarrer und Lehrer wie an Fährleute oder Hirten, auf deren Arbeit viele das ganze Jahr angewiesen waren. „In einer agrarisch geprägten Welt“, meint die Volkskundlerin Karin Göbel, „waren diese Eiergaben eine Gegenleistung für die erbrachten Dienste.“

1625 notierte ein Straßburger Handwerksmeister, dass zum Fest grüne, gelbe, schwarze, blaue und rote Eier gefärbt werden. Mit der Zeit wurden diese Malarbeiten immer aufwendiger, zumal katholische Theologen das Osterei mit neuem Sinn belegt hatten, den sie in zahlreichen Predigten populär machten. Die Schale sei das Alte, der Kern das Neue Testament, versuchte die Kirche den Gläubigen klar zu machen - und da Christus mit seinem Opfertod das alte Leben überwunden habe, sei das Ei Sinnbild der Auferstehung. Zu den Bestsellern, die solche Allegorien propagierten, gehörte das Buch „Ovum Paschalius“ (Oster-Ei) des Münchner Jesuiten Georg Stengel. 1634 war es erstmals erschienen und anschließend immer wieder nachgedruckt worden. „Im Ei ist die Welt, in der Welt ist Gott“, schrieb Stengel im ersten Kapitel. Weil das Ei keinen Anfang und kein Ende hat, verglich er es mit der Unendlichkeit und Ewigkeit Gottes. „Die einen sagen, aus dem Ei kommt der

Dotter, die anderen, das Hühnchen. Ich sage, im Ei ist die ganze Welt.“ Ein großes Ei prangt auch auf der Oster-Predigt-Sammlung des oberbayerischen Pfarrers Andreas Strobl, mittendrin der zum Himmel fahrende Christus mit der Osterfahne in der Hand.

Schließlich wurde der Eierkult immer aufwendiger. „Man färbt sie mit unterschiedlichen Farben blau, goldfarb, purpurfarb, veiglerblau“, notierte ein Prediger im Jahr 1694. „Man schreibt, man malt darauf, man stücket, man belegt sie mit schönen seidnen Flöckchen von allerhand Faben und Figuren. Man zieret sie mit Perlen, Kleinodien und Edelgestein.“

Dieser Kult um das Ei, seine allegorische Überfrachtung, störte vor allem die Protestanten, die zudem das Fastengebot ablehnten, den eigentlichen Anlass für die rund ums Ei entstandenen Osterbräuche. „Es ist nicht zu leugnen, dass etliche abergläubische Leute sich mehr um die Oster-Eier kümmern als um Christi Marter und Auferstehung“, schimpfte einer. Dennoch konnte auch die Reformation den Eierkult nicht aufhalten. Gerade in den protestantischen Gebieten wurde er noch bunter. Die vielen farbigen Eier, meint die Wissenschaft heute, sollten vermutlich die roten Eier vergessen machen, die zu Ostern in den katholischen Kirchen geweiht wurden. Damit aber wurde das Osterbrauchtum endgültig verweltlicht.

Jetzt war der Weg für das Ei als Modeartikel frei, als Liebesgabe zum Fest. Die teuersten schenkte sich der Adel. Der Nachfolger des Sonnenkönigs, Ludwig XV., ließ sich seine Ostergeschenke von Malern wie Watteau oder Boucher gestalten. Für den Preußenkönig Friedrich-Wilhelm lieferte die Berliner Porzellanmanufaktur. Die schönsten Stücke aber stammten vom Hofjuwelier des Zaren, Faberge: prächtige Kunstobjekte aus Gold und Edelsteinen, die noch heute auf Ausstellungen bestaunt werden.

Auch die Volkskunst lieferte ständig neue Ideen. In vielen Landstrichen entwickelten sich neue Maltechniken wie die Wachsmalerei. Tausende von mit Sprüchen bemalten Eiern lieferten Lebenshilfe im Biedermeier. „Zwei Lebensstützen brechen nie. Gebet und Arbeit



Die Ostersymbole erinnern immer an den Frühling.

heißen sie“, war einer der populärsten Ostersprüche, die Treue, Glaube und Heimat als Werte festschrieben.

Auch als Liebesbarometer kam das Ei zu Ehren. In vielen Gebieten überreichten die Mädchen den Burschen zum Fest bunte Eier. Ihre Zahl, mehr noch aber ihre Gestaltung, sagte mehr als viele Worte. Ablehnung und Zustimmung signalisierten so die Ostereier.

Für den gläubigen Menschen des Mittelalters wurden die Eier von Hühnern gelegt, war das Fastengebot Ursache für die riesigen Eierberge. Die städtische Bevölkerung der Neuzeit aber konnte mit religiösen Vorstellungen nicht mehr viel anfangen. „In Oberdeutschland, wie in der Pfalz, im Elsass und den angrenzenden Gebieten“, schrieb der Heidelberger Arzt Georg Franck 1682 in einem Ostereierbuch, das wie die meisten Werke damals in Latein erschienen war. „Nennt man diese Eier die Haseneier auf Grund der Fabel, mit der man einfältigen Menschen und Kindern weismacht, der Osterhase lege solche Eier und verstecke sie in den Gärten im Grase, in den Büschen und anderswo, damit sie zum stillen Ergötzen der lächelnden Erwachsenen von den Kindern mit desto größerem Eifer gesucht würden.“

„Um die Herkunft der Eier aus dem katholischen Bezugsrahmen zu verschleiern“, meint die Volkskundlerin Karin Göbel, „mussten die Protestanten einen anderen Eierbringer bemühen“. Der Phantasie waren dabei keine Grenzen gesetzt. In Schleswig-Holstein wurde es der Hahn, in Thüringen der Storch, im Braunschweiger Land der Kuckuck, in Westfalen und Friesland der Fuchs und mancherorts auch der Palmesel, der am Sonntag vor Ostern in vielen Kirchen zu sehen war.

Da hatte es der Hase schwer, sich durchzusetzen. Erst im späten 19. Jahrhundert verschafften ihm Postkartenhersteller und Süßwarenindustrie den Durchbruch.

Generationen von Forschern hat der Hase immer wieder zu abenteuerlichen Spekulationen veranlasst. Die lustigste lieferte ein Forstmann, der am 28. Juli 1758 amtlich zu Protokoll gab, eine von ihm gefangene und in einer Truhe gehaltene Häsin habe zu Ostern Eier gelegt, in denen allerdings - glaubt man dem Chronisten - nur Wasser war.

Heute hat der Hase im Osterbrauchtum seinen Stamplatz. So organisiert das Verkehrsamt im Moseldörfchen Kobern jährlich Rennen, bei dem ein gutes Dutzend Mümmelmänner um die Wette laufen. Mehr als die Langhoren aber stehen die Eier noch immer im Mittelpunkt des Festes. Am spektakulärsten sind die Eier-Läufe: Wettspiele, die in vielen dutzend Gemeinden über die Bühne gehen. Dabei tritt ein Läufer gegen einen Aufleser oder Raffer an. Der muss einhundert, in einem bestimmten Abstand ausgelegte Eier Stück für Stück nacheinander einsammeln. Interessant dabei ist, dass beide Kämpfer exakt die gleiche Strecke zurücklegen, denn hinter dem folkloristischen Eierlauf steckt ein mathematisches Prinzip, die sogenannte Summenformel. Schon im 16. Jahrhundert hatten Rechenbücher anhand der Eierspiele auf die Mengenlehre aufmerksam gemacht. Wichtiger als die Nachhilfe in Mathematik aber war bei diesem Brauch die Vernichtung überschüssiger Eier, von denen viele während des Wettstreits zerplatzen. Auch bei anderen Spielen, die noch heute ihre Anhänger haben, werden hunderte von Eiern verbraucht. Beim Eierrollen zum Beispiel werden die Eier auf Bahnen einen Hang hinabgerollt. Wer am Schluss die wenigsten zerbrochenen Eier hat, ist Sieger.

Populärer als das Eier-Rollen ist das Eier-Ticken, bei dem zwei Spieler mit ihren Eiern aufeinander schlagen. Verlierer ist dabei der, dessen Ei zuerst zerbricht. Besonders groß ist dieses Spiel im pfälzischen Lambrecht angelegt, wo am Ostermontag in der Innenstadt ein paar hundert Bürger zum Kampf antreten. Gesucht wird der Spieler mit der härtesten Schale. Als die Lambrechter ihre Eier noch selbst zum Wettstreit mitbringen durften, mischten die Titelaspiranten ihren Hühnern übrigens schon Wochen vorher größere Mengen Kalk ins Futter oder härteten die Schalen mit Lack. Heute freilich sind die Startchancen für alle gleich: Der Verkehrsverein stellt die zweitausend Eier für das Spiel zur Verfügung.

Nach Sendbote

Bilder: geocaching.com, archzine.net

Vorbereitet von Erna BERG

Wer wie den Frühling begrüßt

Die nachstehenden Gedichte stammen aus der Feder von Jana WLASSOWA, eine Englischlehrerin aus Sawjalowo. Obwohl sie zurzeit auch die deutsche Sprache zu meistern versucht, kann sie ihre Gefühle vorläufig noch besser in russischer Sprache wiedergeben. Heute bringen wir diese Gedichte zusammen mit ihrer freien Übersetzung ins Deutsche von Lilli FILIPPOVA (KERNT), einer Rentnerin aus Slawgorod.

ВЕЧНА ИДЕТ

Solнце светит,
По-весеннему разливаются лучи,
Не успеет оглянуться –
Прилетят опять грачи.
Небо хмурится украдкою,
Стаил ноздреватый снег,
Заливаются пернатые,
Народился первоцвет.
Я к ВЕСНЕ бегу, аукаю,
Мы с ней наперегонки,
ВЕЧНА – дева яркокая,
Накрутила бигуди.
Щеки густо нарумянила,
Облачилась в кафтан,
Птиц весенних расповарила
Горлопанить по утрам!
Рад ВЕСНЕ любой тоскующий,
Ведь ВЕСНА не даст скучать,
Тут и там глухарь токующий,
Как ему не токовать?
И деревья просыпаются,
Покрываются листвою,
Никому не возбраняется –
Наслаждаемся ВЕСНОЙ!
Ловим кудри ветра свежего,
Пар, идущий от земли,
Шарик в будке, как помешанный,
Не сидит на цепи.
Воробьи вожью чирикают,
Крошки хлеба подавай,
Бабки во дворе «пликают».
Скоро грозы, Первомай!

У ВЕСНЫ задача ясная –
Разбудить и оживить,
Так, иди ж, ВЕСНА ПРЕКРАСНАЯ.
Будем непременно жить!

Der Frühling kommt

Die Sonne scheint,
Frühlingsstrahlen leuchten,
Kaum Zeit sich umzusehen –
Schon treffen die Staren ein.
Verstohlen runzelt der Himmel die Stirn,
Geschmolzen ist der poröse Schnee,
Vögel stimmen ihre Lieder ein,
Die erste Primel erwacht zum Leben.
Ich eile dem Frühling entgegen,
Laufe mit ihm um die Wette,
FRÜHLING - ein klaräugiger Bursche,
Mit feinem gelocktem Haar.
Die Wangen tief geschminkt
Hüllt er sich in einen Kaftan.
Verlockt die Frühlingsvögel,
Morgens fröhlich zu zwitschern!
Alle freuen sich auf den FRÜHLING,
Denn er duldet keine Langeweile.
Hier und da ein balzender Auerhuhn zu hören,
Wie auch soll er nicht balzen?
Niemandem ist es verboten –
Genießen wir den FRÜHLING!
Wir fangen die Locken des Windes ein,
Den Dampf, der sich vom Boden hebt.
Der Hund in seiner Bude spielt verrückt,
Möchte nicht gern an der Kette sitzen.
Spatzen zwitschern übermütig,
Gebt uns Semmelbrösel her!
Lebhaft „schwätzen“ Omas im Hof:
Bald gib's Gewitter, der Erste Mai!
Klare Aufgabe hat der Frühling -
Aufwecken und wiederbeleben.
So komm doch herrlicher Frühling.
Trotz allem werden wir weiter Leben!

Весна украдкой подбирается все ближе,
Ее дыхание на кончиках ресниц,

Не будет ни один из нас обижен
Ни солнцем, ни капелью с теплых крыш.
Весна – начало начинаний зыбких,
Весна – надежда всяческих надежд,
Мечтаний и признаний пылких,
Глаз радующий колорит одежд.
Весной мы просыпаемся от спячки,
Весна нас манит за город, долой
От городской рутины и горячки,
Под бугорок к водичке ключевой.
Весна благословенна. С нетерпением
От мала до велика ждут ее,
Она приносит бодрости течение
И в каждого по капельке вольет.
Она насытит, напоит, разгладит
Морщинки, хоть и их не сосчитать,
Раскрасит, растушет, напмадит,
Умелей мастера в природе не сыскать!
Прическу в кудри вам завьёт украдкой,
Прогонит прочь хандру морозных дней,
Вкуснее стала даже шоколадка,
Что со вчера лежит на солнечном столе.
Весна – шептунья ласковых сонетов,
Прелюдий наиграет. Напоёт
Целебных, исцеляющих куплетов
И гнёзд для птиц весна скорей навьёт.
Весна, ты создана для возрождения,
Для всех людей, весна, ты – колыбель,
Дай нам надежду на всеобщее спасение,
Дай веру, что утихнет канитель.
Весна, ты распахни пошире двери,
Впусти добро, от слеза сбереги,
Мы так устали все от недоверья,
Неискренности, фальши, пустоты.
Ты заключи нас в мощные объятия,
Мы все в твоих заботливых руках.
Весна в своём простом цветочном платье
Кружит вальсом и в парках и в садах.

Immer näher rückt der Frühling

Sein Atem spürt man an den Wimpernspitzen,
Keiner wird von uns beleidigt sein
Weder von Sonne, noch von Dachtröpfen.
Frühling ist Beginn von unsicheren Anfängen.

Frühling schenkt uns Hoffnung
aller Hoffnungen
Auf Träume und leidenschaftliche
Geständnisse,
Auf augenfreundliche Kleidungsfarben.
Der Frühling vertreibt den Winterschlaf,
Er lockt uns aus der Stadt,
Weg vom Stadtalltag und hektischem Fieber,
Unter den Hügel mit Quellwasser.
Der Frühling ist gesegnet. Mit Ungeduld
Wartet Alt und Jung auf sein Kommen.
Er bringt muntere Stimmung
Und schenkt davon tropfenweise jedem ein.
Der Frühling macht satt, gibt zu trinken,
Glättet alle Falten, die kaum zu zählen sind,
Bemalt, schattiert und schminkt gekonnt.
Einen besseren Meister kennt kaum
die Natur.
Frisur in Locken wird er heimlich kräuseln,
Vertreibt die Schwermut der frostigen Tage,
Sogar Schokolade schmeckt nun besser,
Die seit gestern auf dem sonnigen
Tische lag.
Der Frühling flüstert leise zarte Sonette,
Spielt Präludien vor. Singt heiter
Heilende, kurierende Couplets
Und windet emsig für die Vögel Nester.
Frühling, du bist für die Wiedergeburt
geschaffen,
Für alle Menschen bist du, Frühling,
eine Wiege,
Gib uns die Hoffnung auf universelle Rettung,
Lass uns Vertrauen, dass die Spannung
nachlässt.
Frühling, öffne weit die Türen,
Lass herein das Gute, rette
vor dem bösen Blick,
Wir sind alle müde vom hektischen Misstrauen,
Von Heuchelei, von Falschheit und
leerem Geschwätz.
Schließ uns in deine mächtige Umarmung,
Halte uns alle in deinen fürsorglichen Händen.
Der Frühling in seinem einfachen Blumenkleid
Tanzt Walzer durch Wiesen und Parks.

Vorbereitet von Maria ALEXENKO

's Geburtstagskind

(Schwank)

Unser lieb Töchter je, die Erika, is unlängst acht Jahr alt worn. Mir hun uns die größt Mieh gewe, dem Kind sein Geburtstog recht frou zu feiern. Ich saht zu meiner Marina: „Alles muss uf dem Geburtstog mit dere Ziffer 8 iwereinstimme: mir lade acht Paar Gäst ei, ich kaaf acht Flasche Schnaps, acht Flasche Schampanjer, acht Flasche Dessertwei, mit acht Schachtel Schokolade, un du, Marina, machst acht Entenbroute! Unser Gäst sollte die Aage uffreiße! Es is doch net so, als wamrsch net hätt' - mir kenne s uns leiste!“

Wie die kla Erika aus dr Schul is kumme, hot des Ding iwerall gehinnert un dumme Frouge gestellt. Un wie se sich erfrecht hatt' und ani von dene Schokolade hat ageknawwert, war mei Marina gleich uf dr heechste Spitz! Sie hot des dumme Ding naus in Houf geschickt un abefohle, sie soll mit dr Kinner im Houf spiele un sich in dr Stub gar net seje losse.

Jetzt koome aach schun die eingeladene Gäst. Dr Karl Karlytsch mit seiner Fraa koom noch vor m Rege, awr s letzte Paar, dr Kurt Franzewitsch mit seinr Ehehelfte, ware schun pudelnass vum Rege. Natierlich musste die zwa gleich ä Schnäpsje austrinke.

Dr Tisch war gedeckt un die Geburtstagsfeier gung los! Mir

hun gesse un getrunke un gesse; mir hun lustige Lieder gesunge un salzige Witze vrzehlt... Mit aam Wort, s war himmlisch!

Des Sudelwetter im Houf hot uns net im geringste gehindert. Mir ware all gut gestimmt, un uf amol geht die Tier uf un unser Nochberschub, dr Viktor, schubt unser Erika zu dr Tier rein un kreischt laut: „Die Erika is dorchundorch nass, die friert's! Die will awr net in die Stube, sie hot Ängste vun ihre Mama un Papa, weil sie tät hinnern.“

So n Frechdachs! In dr scheenste Stimmung muss der ungezogene Kerl uns vor unsere Gäst plamiere! Nor gut, net alle Gäst hatte den Fall bemerkt, denn waren der Iwan Semjonytsch un dr Kurt Franzewitsch ware g'rad uf m Tanzplatz, sie hun tichtig getrampelt un dr Magnitofon hot laut gespielt. Mei Fraa wusst sich awr grell zu helfe, sie hot die Erika in die Rumpelkammer gestoppt un sie is uf n Haufee dreckige Wäsch gefalle... Des war gar ka hartes Bett for die Kleene. Hauptsache, sie war aus m Weg un hot uns net gehinnert, weiter zu feiern.

Es wär jo aach alles schee glatt abgange, awr wie sein dann die Mensche! Alles Gute un Scheene werd am vrgunnt!

Die Tier werd wieder uffgerisse un unser rotschnauzrige Nochber Fuchs kreischt uns aa: „Wie lang soll dann der Lärm

noch dauern? Es is schun heilig Mitternacht!“ Ich saht: „Was geht awr eich des aa?“

„Ich wiederhole: Es is schun iwer Mitternacht un ihr toubt un lärmt, dass s ganze Haus in Uf-rur is!“ Das hot sich unser anre Nochber, dr Wolf, heere losse un hot weiter druflous gekrische: „Un was hätt ihr mit eirem Mädje gemacht? Des Kind greint helle laut, dass am s Herz vreiße möcht!“

„Unser Erika?“, saht mei Fraa wrunnert. „Die schläft schun lang. Die is noch zu jung, un unsere Belustigung beizuwohne.“ „Un wer heilt dann do im Kammerje?“, hot sich jetzt aach die Nochbern Fuchs eigemischt. Des freche Weib hot die Rumpelkammer uferisse un hot unser Töchterje aus dr Kammer gehoult.

Ich saht: „Mei Fraa hot jetzt ka Zeit, sich mit dr Erika zu beschäftige. Ihr seht doch selbst, mir hun s Haus voll Gäst, mir feiern dr Erika ihren Geburtstog!“ Die Nochbern hot unser Geburtstagskind mit sich fortgefert un hot die Tier uns vor dr Nas zugeschloge. Do stellt eich mol so freche un unverschämte Leit vor! Mir hun jo freilich noch weiter getrunke un getanzt, awr die gut Stimmung war somit futsch.

Alex REMBES
Aus dem ZfD-Archiv

UNTERHALTUNG

Geschichten zum Nachdenken

LEERE TASSE

Eines Tages kam eine Schülerin zum Meister. Sie hatte schon so viel von dem weisen Mann gehört, dass sie unbedingt bei ihm studieren wollte. Sie hatte alle Angelegenheiten geregelt, ihr Bündel geschnürt und war den Berg hinauf gekommen, was sie zwei Tage Fußmarsch gekostet hatte.

Als die junge Frau beim Meister ankam, saß der im Lotussitz auf dem Boden und trank Tee. Sie begrüßte ihn überschwänglich und erzählte ihm, was sie schon alles gelernt hatte. Dann bat sie ihn, bei ihm weiterlernen zu dürfen.

Der Meister lächelte freundlich und sagte: „Komm in einem Monat wieder.“

Von dieser Antwort verwirrt, ging die junge Frau zurück ins Tal. Sie diskutierte mit Freunden und Bekannten darüber, warum der Meister sie wohl zurückgeschickt hatte. Einen Monat später, erklomm sie den Berg erneut und kam zum Meister, der wieder Tee trinkend am Boden saß.

Diesmal erzählte die Schülerin von all den Hypothesen und Vermutungen, die sie und ihre Freunde darüber hatten, warum er sie wohl fortgeschickt hatte. Und wieder bat sie ihn, bei ihm lernen zu dürfen. Der Meister lächelte sie freundlich an und sagte: „Komm in einem Monat wieder.“

Dieses Spiel wiederholte sich einige Male. Es war also nach vielen vergeblichen Versuchen, dass sich die junge Frau erneut aufmachte, um zu dem Meister zu gehen. Als sie diesmal beim Meister ankam und ihn wieder Tee trinkend vorfand, setzte sie sich ihm gegenüber, lächelte und sagte nichts.

Nach einer Weile ging der Meister in seine Behausung und kam mit einer Tasse zurück. Er schenkte ihr Tee ein und

sagte dabei: „Jetzt kannst du hier bleiben, damit ich dich lehren kann. In ein volles Gefäß kann ich nichts füllen.“

FABEL VON DEN FRÖSCHEN

Eines Tages entschieden die Frösche, einen Wettlauf zu veranstalten. Um es besonders schwierig zu machen, legten sie als Ziel fest, auf den höchsten Punkt eines großen Turms zu gelangen.

Am Tag des Wettlaufs versammelten sich viele andere Frösche, um zuzusehen.

Dann endlich – der Wettlauf begann.

Nun war es so, dass keiner der zuschauenden Frösche wirklich glaubte, dass auch nur ein einziger der teilnehmenden Frösche tatsächlich das Ziel erreichen könne. Anstatt die Läufer anzufeuern, riefen sie also „Oje, die Armen! Sie werden es nie schaffen!“ oder „Das ist einfach unmöglich!“ oder „Das schafft Ihr nie!“

Und wirklich schien es, als sollte das Publikum Recht behalten, denn nach und nach gaben immer mehr Frösche auf.

Das Publikum schrie weiter: „Oje, die Armen! Sie werden es nie schaffen!“

Und wirklich gaben bald alle Frösche auf – alle, bis auf einen einzigen, der unverdrossen an dem steilen Turm hinaufkletterte – und als einziger das Ziel erreichte.

Die Zuschauerfrösche waren vollkommen verdattert und alle wollten von ihm wissen, wie das möglich war.

Einer der anderen Teilnehmerfrösche näherte sich ihm, um zu fragen, wie er es geschafft hatte, den Wettlauf zu gewinnen.

Und da merkten sie erst, dass dieser Frosch taub war!

Frühling ist reich an Ereignissen

Die Fastnachtswoche (Russisch: Maslenitsa) - Das Datum von Maslenitsa ändert sich jedes Jahr abhängig vom Datum der Osterfeier. Im diesem Jahr fand sie in der Periode vom 28. Februar bis zum 6. März statt. Im vorchristlichen Russland hieß die Feier „Winterabschied“. Früher verehrten die Menschen die Sonne als Gott, weshalb die Tradition entstand, runde Kuchen (Fladen) zu backen, die der Sonne ähneln. Es wurde angenommen, dass eine Person durch das Essen eines solchen Gerichts ein Stück Sonnenlicht und Wärme erhalten würde. Im Laufe der Zeit wurden Fladen durch Pfannkuchen ersetzt. Die traditionellen Attribute dieses Volksfests sind das Bildnis von Maslenitsa, Spaß, Schlittenfahrten und verschiedene Festlichkeiten. Bei Russen werden dem Brauch nach Pfannkuchen und Fladen gebacken, während Weißrussen und Ukrainer Knödel und Käsekuchen bevorzugen.

Tagundnachtgleiche - Nach dem Kalender zieht der Frühling bei uns am 20. oder 21. März ein, dann wenn Tag und Nacht gleich lang sind. Am Frühlingsanfang scheint die Sonne genau zwölf Stunden - auch wenn der Himmel grau ist und wir sie nicht sehen können. Dann verschwindet sie wieder für zwölf Stunden unter dem Horizont. Diese Zeit nennt man die „Tagundnachtgleiche“. Vor vielen Jahren haben die Menschen geglaubt, dass an

diesem Tag die Welt erschaffen worden sei. Deshalb begann für sie das Jahr mit dem Monat März.

Narrentag - Der 1. April ist in vielen Ländern als Narrentag (Scherztag) bekannt. Den Narrentag feiert man in Europa seit dem 16. Jahrhundert. Das erste Land war vermutlich Frankreich. Vor dem 16. Jahrhundert hatte man das Neujahrsfest in Europa am ersten April gefeiert. Laut dem neuen Kalender begann das neue Jahr dann am 1. Januar. Aber einige Menschen wussten nichts davon und feierten den Jahresbeginn wie früher - am ersten April. Man lachte sie aus und nannte sie „Aprilfische“, weil die Sonne sich zu dieser Zeit im Sternbild „Fische“ befindet. Am ersten April kann man in Frankreich viele Menschen mit Papierfischen auf dem Rücken sehen: Ihre Freunde haben diese Fische zum Scherz unauffällig an ihre Mäntel gehängt.

In Deutschland feiert man dieses lustige Fest seit 1618. Nach einem gelungenen Aprilscherz rufen die Deutschen: „April, April!“ oder „Hereingefallen!“. Die Kinder sind an diesem Tag besonders aktiv, weil es Spaß macht, ihre Freunde ein bisschen zu ärgern.

Ostern - Im Frühling beginnt die Zeit mit ausgelassenen Festen und mit Spielen draußen. Die einen wollen den Winter austreiben, die anderen den Frühling begrüßen. Ostern ist dabei eines unserer ältesten

Feste. Das Datum von Ostern ändert sich jedes Jahr. Im laufenden Jahr findet es in Deutschland am 17. April und in Russland am 24. April statt. Die Christen feiern Ostern als Freude über die Auferstehung von Jesus Christus. Unzählige Bräuche begleiten das Osterfest: Am Karsamstag werden auf den Höhen Osterfeuer entfacht. Zum Ostersonntag gehört vielerorts ein überliefertes Osteressen im Familienkreise, zu dem verschiedene Backwerke und natürlich eine Menge bunte Eier gehören. Für Kinder werden bunte Eier als Geschenk in schöne Nester gepackt oder auch im Garten versteckt. Was für eine große Freude wird dann das Eiersuchen für jedes Kind!

Am Osterfest schenkt man einander auch Eier aus Zucker, Schokolade, Holz, Porzellan und sogar aus Gold. Im Jahre 1913 beispielsweise schenkte der Zar Nikolaj II. seiner Mutter ein Osterei des berühmten Juweliers Faberge (lies: fabershe). Es war aus Kristall gefertigt. In dem Ei befand sich ein Osterstrauß aus Gold, Granat und Diamanten. 2002 wurde dieses Meisterwerk der Juwelierkunst (man nennt es „Winterei“) für 9,6 Millionen Dollar versteigert.

Hexenfest in der Walpurgisnacht - Eine alte Sage erzählt, dass es in der Nacht vor dem 1. Mai im Harzgebirge Deutschlands wild hergeht. Auf dem Blocksberg feiern die Hexen ihr großes Fest. Von



Johannes MAGER. Hexenfest zur Walpurgisnacht auf Burg Satzvey.

überall kommen sie auf Besen, Katzen und Ziegenböcken angeritten. Sie verwandeln Wasser in Wein, tanzen mit dem Teufel und verzaubern Menschen. Das ausgelassene Treiben der Hexen hat schon viele Gemüter erhitzt. Noch Niemandem aber ist es gelungen, die Spuckgeschichte von den Hexen wirklich zu vertreiben. Es hat auch nichts geholfen, dass diese Nacht der Walpurga gewidmet wurde. Walpurga war die Schutzpatronin der Bauersfrauen und Mägde, und sie hatte Kraft über Dämonen, über Hungersnot und Pest.

Maifeiertag - Dieser Tag wird in vielen Staaten und Regionen als Tag der Arbeit, Tag der Arbeiterbe-

wegung, Internationaler Kampftag der Arbeiterklasse oder auch Maifeiertag bezeichnet. Er ist in Russland wie in Deutschland, Liechtenstein, Luxemburg, Österreich, Belgien, Teilen der Schweiz und in vielen anderen Staaten ein gesetzlicher Feiertag. Im modernen Russland wird der 1. Mai als Feiertag des Frühlings und der Arbeit gefeiert. Der gleiche Name wird in Tadschikistan verwendet. In Kasachstan wird an diesem Tag der Tag der Einheit des kasachischen Volkes und in Weißrussland, Kirgisistan, China, Pakistan und Sri Lanka wird der Tag der Arbeit gefeiert.

Foto: ksta.de

Hubert Hases Wundereier (Märchen)

„Ich kann keine Eier mehr sehen!“, stöhnte Hubert Hase.

„Wie kommt's, brauchst du eine Brille?“, fragte seine Frau. Sie tauchte den Pinsel in die lila Farbe und malte ein hübsches Blütenmotiv auf ein schneeweißes Ei.

„Brille? Ich? Wieso Brille?“ Hubert Hase zog sich den nächsten Korb heran. Der war, wie die anderen eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs, sieben, acht, neun Körbe vor ihm, bis oben mit Eiern gefüllt. Die alle wollten heute noch bemalt werden und zwar schnell. Die Zeit war knapp. Er verzog das Gesicht zu einer Grimasse, bäugte das Ei und murmelte: „Es sieht so schön aus. So schön weiß.“

„Nun mach schon, Hubert, hilf mir!“, schimpfte Hubertina, die das nächste Ei aus dem Korb nahm und den Pinsel erneut in die Farbe tauchte. Diesmal in die hellgrüne.

Hubert aber schien sie gar nicht zu hören.

„Wer um alles in der Welt hat bestimmt, dass wir Osterhasen dieses wunderzarte Eierschalenweiß mit roten, gelben, grünen, blauen oder gar pinken Farben zerstören sollen. Es ist verrückt, oder?“ Er warf den Pinsel in den Farbeimer zurück und legte das weiße Ei vorsichtig in ein Nest, das mit zartem Heu ausgebetet war.

Nachdenklich betrachtete Hubertina das Ei.

„Im Grunde hast du recht, Hasi!“, meinte sie. „Aber was



würden die Kinder sagen, wenn sie weiße Eier in ihren Nestern vorfinden? Sicher wären sie enttäuscht, meinst du nicht?“

Hubert schüttelte energisch den Kopf, so dass seine langen Ohren hin und her schlackerten. „Kinder sind doch nicht blöd! Sie wissen, dass Hühnereier eigentlich weiß oder braun sind“, meinte er.

Hubertina musste lachen. So sehr, dass sie husten musste und fast keine Luft mehr bekam.

„Stimmt!“, sagte sie, als sie wieder ruhiger atmen konnte. „Hühnereier sind weiß oder braun. Sie können sogar hellgrün sein. Aber sie sind dann keine Osterei-

er. Oder glaubst du etwa das Märchen vom Osterhasen, der seine Ostereier im Hühnerhof bestellt? Hoho! So etwas aber auch!“

Hubert kratzte sich hinterm Ohr, legte die Stirn in Falten und dachte nach. Wie hatte Hubertina das denn nun gemeint? Waren diese Eier da im Korb etwa gar keine Hühnereier, sondern Haseneier? Nein, das konnte nicht sein. Seine Hasenkinder waren nicht aus einem Ei geschlüpft, nein! Aber ein Wunder war es schon, als sie zur Welt kamen. Und wie!

„Du hast recht“, sagte er mit einem fröhlichen Lächeln. „Es sind keine Hühnereier und auch keine Haseneier. Es sind ... Wundereier.“

„Du bist ein kluger Mann!“, Hubertina lächelte. „Und nun hilf mir, die Wundereier mit bunten Farben zu verzieren! Das wird uns doch noch bis zum Fest gelingen, oder?“

Und sie schafften es auch, alle weißen Eier in den vielen Körben zu bemalen. Wundereier, wohin man blickte, mit bunten Blumen in leuchtenden Farben, getupft, geringelt und einfach schön.

„Was für ein Wunder!“, hörten die beiden am Ostersonntag dann auch von überallher das Lob der Menschen. „Sind diese Eier in diesem Jahr nicht besonders schön?“

„Ja, das sind sie“, murmelte der Hase Hubert, der nun ein sehr stolzer Osterhase war. „Es sind ja auch Wundereier.“

Bild: heitmann-eierfarben.de

Das Osterei auf der Parkwiese (Märchen)

Ein Ei lag auf der Wiese im Park. Ein rotes Ei mit schwarzen Punkten und einer gemalten kleinen Schneeglöckchenblüte. Wie ein Glückskäfer sah es aus. Ein Glückskäfer, der ein Schneeglöckchen auf seinem Rücken trug.

„Nanu, wer oder was bist du?“, wunderte sich die Biene, die auf der Suche nach Nektar unterwegs war. „Ein Käferkollege mit einer Blüte. Nein, ein großer, ein sehr großer Käfer mit einer kleinen, sehr kleinen Blüte.“

Sie summte einen Gruß, doch das seltsame Ding, das wie ein Käfer aussah und doch keiner war, antwortete nicht. Es bewegte sich auch nicht. „Komischer Zeitgenosse“, brummsummte die Biene und flog weiter. Mit komischen Kerlen hatte sie nichts am Hut.

Ein hellblauer Schmetterling flog des Wegs. Er landete mit einem sanften Schwung auf dem Ei und erschrak. „Hart fühlst du dich an wie ein Stein. Ein bunter Stein.“ Und weil er sich so erschrocken hatte, machte er, dass er weiter kam.

Ähnlich erging es dem gelben Zitronenfalter. „Dein Duft mutet mich seltsam an“, sirrte er. Er schüttelte sich und flog davon.

„Was ist das denn für eine leckere Nuss?“, rief das Eichhörnchen. Es sprang blitzschnell von seinem Plätzchen in der Lindenbaumkro-

ne und hüpfte zu dem Ei hinüber. „Was für ein Glück ich doch habe!“ Es schnupperte. Dann zuckte es zurück und meckerte: „Du riechst eigenartig, du faule Nuss!“ Und weil es mit faulen Nüssen nichts am Hut hatte, sauste es davon.

Gerade rechtzeitig. Ein Hase, der es sehr eilig hatte, rannte über die Wiese. Er stoppte kurz, als er das Ei sah und rief: „Schon wieder so ein fremdes, buntes Ding. Was ist das für ein Tag? Andauernd stolpere ich heute über euch Fremdlinge.“ Er seufzte müde, dann rannte er weiter.

„Oh, ein Kollege! Wie nett!“, sagte der Marienkäfer, der schon eine Weile ein Kind an der Nase herumführte und über die Wiese lockte. Er setzte sich auf das Ei. „Gut, gut. Du hast genau den richtigen Duft.“ Er pumpete seine Flügel auf und flog davon.

In gleichem Moment entdeckte das Kind, das dem Glückskäfer gefolgt war, das Ei. Es duftete schokoladensüß. „Ein Ei!“, jubelte das Kind. „Es sieht aus wie ein Glückskäfer, der eine Blume trägt. Schön!“ Es bückte sich und hob das Ei auf. „Ostern ist toll!“, rief es und lachte. Es lachte glücklich. Was für ein Tag!

Beide Märchen
von Elke BRÄUNLING
Aus „Ostergeschichten“

Seite vorbereitet von Erna BERG